ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSWIRTSCHAFT, SOZIALPOLITIK

UND

VERWALTUNG

ORGAN DER GESELLSCHAFT ÖSTERREICHISCHER VOLKSWIRTE

HERAUSGEGEBEN

VON

EUGEN v. BÖHM-BAWERK, EUGEN v. PHILIPPOVICH,
ERNST v. PLENER, FRIEDRICH FREIHERR v. WIESER

REDAKTIONSSEKRETÄR Dr. WALTER SCHIFF

ACHTZEHNTER BAND

WIEN UND LEIPZIG
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
1909

Bemerkungen über das Zurechnungsproblem.

Von

J. Schumpeter.

I. Jeder wirklich durchdachte Gedankengang hat einen Anspruch darauf, in allen seinen Einzelheiten nachgedacht zu werden. Nicht allein, um ihn kritisch zu prüfen und weiterzubauen, ist das nötig, sondern auch, um ihn bloß wirklich zu verstehen. Mit der bloßen Lektüre ist es nicht getan, und ein Gedankengang, dem nicht mehr wird als das, muß steril bleiben für jedermann mit Ausnahme seines Schöpfers. Nur eine auf den Grund gehende Analyse läßt uns seinen Inhalt und dessen Bedeutung vollständig verstehen; nur wenn wir das Gefühl haben, zu wissen, was seinen Autor zu gerade seiner Stellungnahme in jedem Detail veranlaßte, haben wir uns ihn zu eigen gemacht; nur dann können wir wirklichen Nutzen aus ihm ziehen und ihn beurteilen. Einem Bridgespieler zuzusehen hat nur dann einen Sinn, wenn man imstande ist zu begreifen, erstens, welchem konkreten Zwecke jede seiner Maßregeln dient, und zweitens welchen Beitrag jede derselben zu seiner Erreichung leistet. Fast könnte man dasselbe von einem theoretischen Gedankengange sagen: Was will sein Schöpfer mit jedem seiner Glieder? Erreicht er, was er will und wieso? Ist ein bestimmtes dieser Glieder Resultat von Beobachtungen oder eine Annahme? Ist es eine Aussage über Tatsachen oder lediglich eine methodologische Maßregel? Alle diese Fragen muß man beantworten können; kann man das nicht, so ist man der betreffenden Theorie nicht gewachsen. Und wer für solche Dinge keinen Sinn hat, keinen Geschmack daran findet, wird niemals die Faszination verstehen, die die trockenste Materie für den Theoretiker haben kann, ganz unabhängig von irgend welcher praktischen Bedeutung — die Faszination theoretischer Arbeit selbst ohne Rücksicht auf ihr konkretes Substrat; er wird der Tätigkeit des Theoretikers ebenso verständnislos gegenüberstehen, wie einem Sporte, den er nicht selbst ausübt.

Aber nur höchst selten wird — besonders auf unserem Gebiete — einer Theorie jenes Recht gegeben. Selten dringt man in ihr Inneres ein, selten interessiert man sich überhaupt für sie an sich und um ihre architektonischen Formen. Die Zumutung, sich für eine Theorie um der Schönheit ihrer Formen willen zu bemühen, würde den meisten Fachgenossen einfach lächerlich erscheinen. Der Vorgang ist meist ein anderer: Man späht in einer Theorie nach ihren praktischen, womöglich politischen, Spitzen und urteilt über sie, je nachdem man dieselben billigt oder verwirft. Höchstens fällt dem Leser noch irgend eine scharf formulierte Grundannahme, ein blinkender Satz, ein wohlbekanntes Schlagwort oder sonst ein besonders hervorstechender Zug auf. Und aus diesen Elementen wählt man sich einen Zankapfel aus, um den dann erbittert gestritten wird, mit aprioristischen Obersätzen, Philosophien jeder Art, mit Analogien und Metaphern — obgleich so gar nie Klarheit erlangt werden kann und obgleich jener Zankapfel möglicherweise ganz nebensächlich ist.

Ich übertreibe nicht. Der Leser frage sich nur selbst. Er weiß z. B. sicherlich Argumente für und wider die klassische Grundrententheorie anzuführen. Weiß er aber auch, welche Bedeutung derselben in ihrem Zusammenhange mit dem Reste des klassischen Systemes zukommt und wie sie von demselben bedingt wird? Aber das ist ja der Schlüssel zu ihrem Verständnisse! Ein besonders instruktives Beispiel ist v. Boehm-Bawerk's Zinstheorie. Kein Theoretiker kann sie übersehen und fast jeder macht eine kurze — polemische oder zustimmende — Bemerkung über sie. Kritiken derselben gibt es genug. Aber nie wurde ihr eine Analyse von der Gründlichkeit, die sie verdient. Wie viele z. B. könnten die Frage beantworten: Welche Rolle spielt in dieser Theorie der Gedanke, daß unter gewissen Umständen die Käufer eines Gutes entschlossen sind, eine ganz bestimmte Summe darauf zu verwenden, was immer der Preis sei? Wer sie jedoch n i c h t zu beantworten vermag — und die weitere, was von diesem Gedanken zu halten ist —, der kann v. Boehm-Bawerk's Theorie weder beurteilen noch wirklich verstehen.

Dasselbe nun gilt für die Zurechnungstheorie und ihre vollkommenste Darlegung durch v. Wieser. Das ist besonders bedauerlich, da diese Theorie erstens von grundlegender Bedeutung für das moderne System der Theorie und zweitens im großen und ganzen unwidersprochen geblieben ist. Akzeptiert man ausdrücklich oder de facto und

in irgend einer Form die moderne Wertlehre, so führt der Weg zu allem Weiteren nur durch das Zurechnungsproblem hindurch, und, wie die Dinge stehen, heißt das so viel wie: durch v. Wiesers „Natürlichen Wert“ hindurch. Ein sorgfältiges Studium dieses Werkes läge daher sehr nahe; und doch gibt es noch immer kein Weiterbauen auf seiner Basis, ja, nicht einmal eine genügend tiefgehende kritische Analyse desselben. Und doch wäre ein solches tieferes Eingehen nötig, um es auch nur wirklich zu verstehen. Ich weiß kaum ein anderes Buch auf unserem Gebiete, das so vollständig durchgedacht, so sehr aus einem Guße ist wie dieses, wenn ich das Werk L. Walras' ausnehme, kaum ein anderes, das so sehr die Frucht von auf ein enges Gebiet konzentrierter Arbeit ist. Die Darstellung ist der Niederschlag sorgfältigster Überlegung über jeden Satz, und jeder Satz ist mit Rücksicht auf das Ganze geschrieben und hat eine bestimmte Funktion innerhalb desselben — jeder entspringt einer methodologischen Absicht. Man versteht diese Theorie — und jede von diesem Range — nicht, wenn man bloß logisch begreift, was der Autor *sagt*. *Das* ist ganz einfach. Wichtiger ist es, von allem Anfange an zu wissen, wo er „hinauswill“, was er mit dem, was er sagt, erreichen will — kurz, *warum* er es sagt. Darin liegt die *Seele* seines Gedankenganges, sein tieferer Sinn und seine wissenschaftliche Bedeutung — und darüber sagt uns der Autor nichts ausdrücklich, sonst müßte er sich mit einem Kommentare begleiten: *Das* müssen wir uns hinzudenken. Jeder Autor, im Gegenteile, strebt danach, uns seinen Gedankengang so einfach und natürlich darzustellen wie möglich. Seine Aufgabe ist dann besonders geglückt, wenn es ihm gelingt, uns glauben zu machen, daß alles, was *folgt*, aus dem, was *vorhergeht*, ganz von selbst und naturnotwendig fließe, wenn es ihm gelingt, *seine leitende Hand unsichtbar zu machen* und die Tatsache zu verhüllen, daß alles, was er sagt, einem bestimmten Ziele dient. Die Analyse aber hat das alles aufzudecken, und erst, wenn das gelungen ist, ist ihre Aufgabe gelöst. Diese Aufgabe ist nicht leicht. Sie verlangt eine weitgehende Beherrschung des Gegenstandes und vollkommene Sicherheit in der Handhabung der methodischen und materiellen Gedanken des betreffenden Gebietes, die nur durch eigene theoretische Arbeit erworben wird. Aber sie ist auch für den Theoretiker bei weitem nicht so langweilig, als manche Leute glauben.

Eine ganz kleine solche Aufgabe wollen wir uns stellen. Wir wollen uns die konkreten Lösungen des Zurechnungsproblemes näher

ansehen, die v. Boehm-Bawerk und v. Wieser gegeben haben. Wir analysieren also nicht etwa die ganzen Systeme diese beiden Autoren. Auch nicht das Zurechnungsproblem in seiner ganzen Bedeutung und mit allen seinen Voraussetzungen und Konsequenzen. Darüber werden wir nur einleitend einige wenige für uns wichtige Bemerkungen machen. Endlich wollen wir auch nicht versuchen, zu einer selbständigen Lösung des Problemes zu kommen[1]). Wir wollen uns vielmehr darauf beschränken, die von jenen beiden Autoren gegebenen Lösungen zu analysieren. Dieselben finden sich bekanntlich in v. Boehm-Bawerk's Werk, und zwar in der „Positiven Theorie des Kapitales" im III. Buche (I. Abschnitt V.) — die in einer älteren Darstellung enthaltenen Elemente sind, soviel ich sehe, im wesentlichen alle hier vorzufinden — und in v. Wieser's Buch „Der Natürliche Werth", in dessen Zentrum das Zurechnungsproblem steht — ältere Äußerungen desselben Autors über unsere Frage sind als durch diese Darlegung überholt anzusehen. Auf diese beiden Werke dieser beiden Autoren, hinter denen alles sonst über unser Problem Geschriebene an Ausführlichkeit und Wert weit zurücksteht, wollen wir uns beschränken. Besonders vollständig ist die Darlegung v. Wiesers, und sie wollen wir daher zuerst betrachten und auch als Grundlage der Einführung benutzen, die wir nun kurz geben zu sollen glauben.

II. Zur Einführung also mag das Folgende dienen, wobei wir uns ganz dem Gedankengange jener Autoren anschließen, obgleich wir zum mindesten ihrer Ausdrucksweise nicht völlig zustimmen: Allein für unseren Zweck ist das belanglos, und so wollen wir denn unsere Diskussion durch Hereinziehung weiterer Momente nicht komplizieren.

Aus dem Kausalverhältnisse also, in dem die Güter zu unserer Bedürfnisbefriedigung stehen, aus dem Lustgefühle, das die durch ihre Konsumtion zu erreichende Bedürfnisbefriedigung verursacht, aus dem Nutzen endlich, den sie uns darbieten, erklärt sich ihr Wert. Das ist so korrekt, als es für unsere Zwecke nötig ist. Und aus den Gesetzen des Wertes ergeben sich alle Theoreme der reinen Ökonomie — auch das sei unter derselben Reserve gesagt. Aber nur Genußgüter stehen unmittelbar in jenem Kausalverhältnisse zu unserer Bedürfnisbefriedigung, nur ihr Verbrauch gewährt jenes Lustgefühl, nur sie verwirklichen direkt einen Nutzen für irgend jemand. Nur ihre Nutzen und Werte sind daher

[1]) Eine solche sowie eine selbständige Ableitung und Auffassung der Zurechnungstheorie überhaupt findet der Leser in meinem Buche: „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie" 1908.

durch die innere Wahrnehmung gegebene Größen, mit denen wir arbeiten, die wir als Daten unserer Probleme betrachten können. Nur für sie schließlich ergibt sich alles Weitere, d. h. jene Theoreme der reinen Ökonomie und namentlich die Gesetze der Preisbildung, ohne Anstand und gleichsam von selbst. Für alle Nichtgenußgüter, sagen wir gleich für die Produktivgüter Land, Arbeit und Werkzeuge und Rohstoffe — welche Kategorie wir in Übereinstimmung mit unseren beiden Autoren „Kapital" nennen wollen, ohne zu sagen, ob wir auch außerhalb der Zwecke dieses Artikels dasselbe tun würden — ist uns Nutzen und Wert, dieses unentbehrliche Datum für „alles Weitere", nicht so unmittelbar gegeben, da diese Güter eben nicht direkt ein solches „Lustgefühl" in unserem Bewußtsein erregen. Und so können wir vor allem ihre Preise nicht ganz einfach und „ohne Anstand" ableiten.

„Auch Produktivgüter, auch Land, Kapital und Arbeit geben Nutzen", sagt v. Wieser, o. c. p. 67 f. „Sie geben Nutzen, indem sie nützliche Gebrauchsgegenstände hervorbringen. Wie diese unmittelbar, so dienen sie mittelbar der Bedürfnisbefriedigung"... „Auch die Produktivgüter, auch Land, Kapital und Arbeit müssen um ihres Nutzens willen Wert empfangen, soferne sie nicht im Überflusse vorhanden sind." Ihr Wert ist gleich dem „erwarteten Werte des erwarteten Ertrages" an Genußgütern. Und darin nun liegt der wahre Grundgedanke des neueren Systemes der Ökonomie im Gegensatze zu dem der Klassiker. Er liegt darin, daß wir, vom Werte der Genußgüter ausgehend, die Theorie der Preisbildung darauf basieren und uns den Wert der Produktivgüter, den wir bei diesem Vorgehen ja auch brauchen, dadurch verschaffen, daß wir ihn aus dem der Genußgüter ableiten. Auch die Klassiker hätten nicht geleugnet, daß Wert und Preis von einmal in fester Menge vorhandenen Genußgütern sich aus deren „Gebrauchswerte" erkläre, aber der entscheidende Punkt liegt nicht darin, sondern vielmehr in dem Umstande, daß dieser Gebrauchswert zur Grundlage des Wertes aller Güter wird, daß er zu dem Prinzipe wird, auf dem die ganze Preis- und Verteilungstheorie, ja, die ganze reine Ökonomie beruht — dadurch eine Einheit und Klarheit gewinnend, der gegenüber das klassische System nur als ein provisorisches Flickwerk bezeichnet werden kann.

Nun, das ist sehr bekannt und bekannt ist auch, daß jene Ableitung der Werte der Produktivgüter aus denen der Genußgüter nach

v. Wiesers Ausdruck als Zurechnung des Genußgüterwertes bezeichnet wird. Das Gesagte rechtfertigt unsere Auffassung von der Bedeutung dieser Ableitung und macht jedes weitere Wort darüber überflüssig, daß dieselbe wirklich eine Grundlage des Gebäudes unserer Theorie darstellt. Allein in dieser Ableitung liegt erst noch ein Problem. Die Produktivgüter empfangen ihren Wert von den Genußgütern, die sie erzeugen. Jede konkrete Kombination bestimmter Mengen bestimmter Arten und Qualitäten von Produktivgütern empfängt ihren Wert von der Genußgütermenge, die sie erzeugt, und der Wert der letzteren ist gegeben. Der Wert einer solchen Kombination ist einfach gleich dem gegebenen ihres Produktes — da man sie ja als ein potentielles Genußgut auffassen kann — und mithin selbst gegeben. Das ist ganz klar, ja selbstverständlich. Unmittelbar also gewinnen wir aus dem Werte einer bestimmten Menge eines bestimmten Genußgutes für ein bestimmtes Wirtschaftssubjekt den Wert jener Mengen jener Produktivgüter für dasselbe, welche zur Erzeugung der ersteren nötig sind. Und daraus könnten wir einen Preis ableiten für die „Einheit jener Kombination", wie man es ausdrücken könnte. Allein damit wäre uns nicht gedient. Denn wir wollen nicht die Werte und Preise aller solchen Kombinationen finden — mit denen wir wenig anfangen könnten — sondern die Werte und Preise der diese Kombinationen bildenden Produktivgüter selbst. Die Ableitung der Werte und Preise von Land, Kapital und Arbeit gibt uns ja unsere interessantesten Resultate — die Grundlagen der reinökonomischen Verteilungstheorie. So müssen wir also ihre Werte ableiten aus denen der Kombinationen, deren Werte ihrerseits gegeben sind durch die ihrer Produkte. Diese Aufgabe nun ist das „Zurechnungsproblem" und mit den beiden wichtigsten Lösungsversuchen desselben haben wir es hier zu tun.

Lösbar ist das Problem ganz sicher. Darüber ist jeder Zweifel ausgeschlossen durch die Tatsachen, daß Werte und Preise der Produktivgüter in der Praxis sich durch nichts von denen der Genußgüter unterscheiden, namentlich vom praktischen Wirte mit der gleichen Sicherheit gehandhabt werden und in jedem Zeitpunkte ebenso feststehen. Die Praxis also löst das Problem gewiß und beweist so seine Lösbarkeit durch die Tat. Nun könnte der Ökonom ganz ebenso vorgehen wie die Praxis, oder besser, er könnte es bei dieser Tatsache bewenden lassen. Das ginge ganz ohne weiteres und tatsächlich haben das viele Theoretiker so gemacht: Weder Walras noch Jevons z. B. haben eigentliche

Lösungen des Problemes versucht, ohne daß die dadurch entstehende Lücke besonders fühlbar wäre. Sie nehmen es als gelöst an und fahren ganz gut dabei. Woher kommt das? Nun, einfach daher, daß, solange wir unsere Werte nicht konkret feststellen und für unsere Zwecke nicht mehr als wenige Eigenschaften der Wertskalen brauchen, nur zwei Dinge essentiell sind: Erstens die Erkenntnis, daß die Produktivgüter ihren Wert ebenso vom Nutzen empfangen wie die Genußgüter, so daß, ungeachtet der Tatsache, daß der Wert seinen Ursprung in den Genußgütern hat, ein und dasselbe Prinzip die Werte aller Güter beherrscht und die Wertskalen aller dieselben Formcharaktere haben, und zweitens die weitere Erkenntnis, daß der Wert der Produktivgüter sozusagen von den Genußgütern kommt, die sie erzeugen können, und daß das Zurechnungsproblem im Prinzipe lösbar sei. Seine theoretische Lösung kann angesichts der vor uns liegenden praktischen überhaupt als überflüssig erscheinen. Da ferner für den theoretischen Bau, den die Zurechnungstheorie zu tragen hat, nur jene beiden Punkte wichtig sind, so ergibt sich, daß die Details einer theoretischen Lösung, im gegenwärtigen Stadium unserer Disziplin wenigstens, für alles Weitere belanglos sind. Daher wird sich insbesondere auch eine fehlerhafte Lösung des Zurechnungsproblems nicht weiter unangenehm bemerkbar machen und zu keinen Fehlern im weiteren Raisonnement führen.

Dieser Sachverhalt erklärt nicht nur, sondern rechtfertigt bis zu einem gewissen Grade die Apathie, die die Theoretiker diesem Probleme gegenüber zur Schau tragen. Aber seine konkrete Lösung ist darum noch nicht uninteressant. Abgesehen davon aber ist sie ein integrierender Bestandteil jeder vollständigen, ganz auf den Grund gehenden Theorie, dessen Fehlen ein beschämendes Armutszeugnis ausstellt. Ferner führt die Arbeit an einer solchen Lösung tiefer und besser als irgend etwas in das Verständnis und die genaue Kenntnis des Sinnes und Wesens des Wertphänomens ein und regt zu korrekter Ausarbeitung der Wertlehre an. Endlich aber kann — und wird zweifellos in der weiteren Entwicklung der Theorie — diese Lösung auch praktisch wichtig werden. Wir dürfen nie vergessen, daß der Fortschritt des Wissens nicht auf Lösungsversuchen der regellos auftauchenden praktischen Fragen beruht, sondern in viel höherem Grade auf stetiger, desinteressierter Arbeit an unseren theoretischen Gebäuden selbst, deren Resultate nur selten sofortige praktische Anwendung finden, aber sehr oft unversehens eine Bedeutung gewinnen, an die ihre Schöpfer weder dachten noch denken

konnten. Auf alle Fälle ist es nur die Technik jener konkreten Lösung und sonst nichts, was hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll.

Wir hätten nun noch manches zu sagen, namentlich über eine präzisere Fragestellung, welche ich für notwendig halte. Allein ich möchte den Leser nicht schon hier beeinflussen. Meine Bemerkungen werden sich besser aus der Diskussion der Gedankengänge ergeben, welche wir nun so getreu wie möglich wiederzugeben wünschen.

III. v. Wieser geht aus von einer Kritik des Lösungsversuches Mengers und leitet den Leser vermittels dieser Kritik zu dem Satze, den er als das Grundprinzip seiner eigenen Lösung des Problems betrachtet wissen will. Mengers Raisonnement ist, mit v. Wiesers Worten (o. c. 80 f.), das folgende. „Wenn ich einen Vorrat von Genußgütern besitze, so mache ich mir den Wert eines einzelnen Stückes aus dem Vorrate dadurch am klarsten, daß ich annehme, ich würde dieses einen Stückes verlustig. Dadurch ersehe ich, welcher Genuß von demselben abhängt — der Grenzgenuß, wie oben gezeigt — und erkenne damit die Quelle und Größe seines Wertes. Dieses Verfahren überträgt nun Menger auf den kompliziertеren Fall, daß man den Wert eines einzelnen von mehreren zusammenwirkenden Produktivgütern zu bestimmen hat. Er fragt auch hier danach, was die Folge wäre, wenn aus der ganzen Gruppe verfügbarer Güter — als z. B. Land, Saatkorn, landwirtschaftliche Geräte und Arbeitsleistungen, Vieh, Dünger usf. — ein einzelnes — z. B. das Arbeitsvieh oder der Dünger — beziehungsweise eine bestimmte Teilmenge desselben verloren ginge. Der Ausfall am Gesamtertrage, der unter dieser Voraussetzung eintritt, gibt ihm dann die Ertragsgröße, welche der Eigentümer von dem Besitze der betreffenden Teilmenge abhängig fühlt, und gibt ihm damit die Grundlage des Wertes derselben.“ Die beabsichtigte Produktion braucht durch einen solchen Ausfall noch nicht unmöglich zu werden. Vielleicht auch kann man ein Surrogat heranziehen. Aber auch wenn beides nicht tunlich ist und diese Produktion aufgegeben werden muß, brauchen die übriggebliebenen Gütermengen nicht jeden Wert zu verlieren, sondern können — und werden in der weitaus größten Zahl der Fälle — anderweitig verwendet werden. Immer aber wird sich so ein Ausfall am Werte des Ertrages ergeben, wie man leicht sieht, wenn man sich der Voraussetzung erinnert, daß jene nunmehr gestörte Produktion die unter den gegebenen Verhältnissen vorteilhafteste war. Und dieser Ausfall ergibt nach Menger den Wert des weggefallenen Produktivgutes.

v. Wieser sucht nun zunächst an dem folgenden Beispiele zu zeigen, daß diese Lösung nicht richtig sein kann. „Angenommen, drei Produktivgüter versprächen bei dem rationellsten Produktionsplane durch ihre Verbindung ein Erzeugnis, dessen Wert zehn Werteinheiten betrüge. Würde man dieselben drei Elemente anders verwenden, in Verbindung mit anderen Gruppen, so würden sie deren Ertrag zwar steigern, aber es streitet wider die Voraussetzung des rationellsten Produktionsplanes, daß sie ihm auch um volle zehn Werteinheiten steigern könnten, denn sonst wäre die gewählte Produktionsverbindung eben nicht die beste ... Nehmen wir an, jene drei Elemente, anders als nach dem besten Plane verwendet, brächten einen Ertrag von neun Einheiten hervor, indem jedes einer andern Gruppe zugewiesen würde und deren Ertrag um drei Einheiten steigerte. Wie würde sich der Wert eines jeden von ihnen nach Menger berechnen? Aus dem Ertragsausfalle im Falle des Verlustes. Dieser Ausfall beträgt zunächst zehn Einheiten — den vollen Ertrag der gesprengten besten Verbindung —, wovon jedoch sechs durch anderweitige Verwendung der beiden erübrigenden, nicht in Verlust geratenen Elemente wieder hereinkommen; er stellt sich also schließlich, und zwar für jedes der drei Güter, gleichmäßig auf vier. Das gäbe für alle drei zusammen den Wert zwölf, was aber nicht angeht, da sie bei der besten Verwendung nicht mehr als den Ertrag zehn hervorbringen."

Dieses Ergebnis betrachtet v. Wieser als einen Fehler, der so offenbar ist, daß er sein Vorhandensein gar nicht besonders nachweist, sondern direkt nach seiner Ursache fragt. Diese Ursache, dieser Fehler im Verfahren, der zu diesem evidenten Fehler im Resultate führe, findet er in dem folgenden Umstande, der für uns von größter Bedeutung ist und daher der Aufmerksamkeit des Lesers besonders empfohlen sei: Man prüfe den Wert seiner Güter im allgemeinen nicht unter der Annahme ihres Verlustes, sondern ihres ruhigen Besitzes. „Die Annahme des Verlustes dient nur unter gewissen Umständen dazu, den Vorteil des Besitzes deutlicher erscheinen zu lassen . . . Dies gilt aber nur unter gewissen Umständen, nämlich gerade unter denen, die für einen Vorrat gleichartiger Genußgüter zutreffen, wo ich, wenn ich in Gedanken ein Gut abziehe, eben nur dieses eine Gut und nichts weiter abziehe; aber es gilt nicht für einen Vorrat verschiedenartiger und zusammenwirkender Produktivgüter, wo ich, wenn ich in Gedanken eines abziehe, auch

noch die anderen eines Teiles ihrer Wirkung mitberaube." Damit stehen wir vor dem für v. Wieser entscheidenden Momente, der Unterscheidung zwischen dem Ertragsanteile eines Produktivgutes, der durch seinen Verlust verloren wird — dem „von seiner Mitwirkung abhängigen Anteile" — und dem Ertragsanteile, der durch seinen Besitz erreicht wird — seinem „produktiven Beitrage." Die Auffassung, daß diese beiden Größen nicht identisch seien, ist für v. Wiesers Lösung unseres Problems von fundamentaler Bedeutung, wie wir noch deutlicher sehen werden.

Aber noch ist unser Referat nicht beendigt. Wir wollen so genau wie möglich sein und es daher noch weiter ausdehnen. Zunächst entwickelt v. Wieser seinen Gedanken, daß das Wegfallen eines einer Gruppe angehörigen Gutes auch die anderen Glieder der Gruppe eines Teiles ihrer Wirkung beraube, noch weiter. Und da sich, wie gesagt, der konzise Gedankengang v. Wiesers nicht komprimieren läßt, so müssen wir ihn eben zum Teil abschreiben. „Eine jede produktive Verbindung gibt die volle Wirkung ihrer Elemente nur bei ungestörtem Bestande und ich kann daher den Wert, den ich bei ungestörten Bestand empfange und genieße, nicht erfahren, wenn ich die Aufhebung der Verbindung voraussetze und mich frage, was ich alsdann noch hätte. Ich muß positiv fragen, was ich von den Gütern, so wie sie mir zu Gebote stehen, wirklich habe. Die in erster Linie stehenden, die vorzüglichsten und zunächst beabsichtigten produktiven Verwendungen, nicht die in zweiter Linie stehenden, nur im Ausnahmsfall einer Störung durchgeführten Verwendungen entscheiden den Wert. Zwei Personen, die sich genau in den gleichen Verhältnissen befinden und die über die beste Anordnung der Produktion übereinstimmend urteilen, müssen offenbar ihrem produktiven Besitze durchaus gleichen Wert zuerkennen, auch wenn der eine für den Fall der Störung eine bessere Auskunft wüßte als der andere. Nach Menger aber müßten sie unter dieser Voraussetzung den Wert verschieden bemessen, und zwar derjenige höher, der die schlechtere Auskunft hat, denn ihm müßte um so viel mehr daran gelegen sein, daß die Störung nicht eintrete. Die Annahme des Verlustes reicht dazu aus, um den Ertrag aufzuteilen, den die Elemente einer Verbindung in anderen Verbindungen wieder gewähren, aber sie versagt ihre Wirkung, wenn es sich darum handelt, auch noch den Überschuß zu verrechnen, um

welchen die erstgewählte Verbindung allen anderen überlegen ist. Dieser Überschuß bleibt als unverteilter Rest des Ertrages, bezüglich dessen das Problem der Zurechnung nicht gelöst ist, sondern sich wiederholt." Und diesen Überschuß verrechne Menger falsch, wenn er ihn jedem einzelnen Faktor zuweist. Deshalb falle der Wert im obigen Beispiele zu hoch aus. Dort ist jener Überschuß gleich eins und da ihn Menger dreimal rechne statt einmal, so ergebe sich das Paradoxon, daß die Teile sozusagen größer sind als das Ganze.

Diese Kritik Mengers, die auch zu einer ähnlichen v. Boehm-Bawerks führen könnte, gibt also die Grundlage für v. Wieser's eigene Lösung ab, welche nun ganz kurz dargelegt werden kann. Es handelt sich v. Wieser also um die Feststellung des produktiven Beitrages der einzelnen Produktivgüter. Dieser ist nach ihm die Basis ihres Wertes und weiter die Basis des volkswirtschaftlichen Verteilungsprozesses. Seine Feststellung nun ist unser eigentliches Problem und dasselbe wird von v. Wieser durch folgende Überlegung gelöst, die sich aus § 23 o. c. abstrahieren läßt:

Wir sehen, daß die Produktivgüter in mannigfaltigen Kombinationen miteinander stehen, den verschiedenartigsten Zwecken in ebenso verschiedenartigen Kombinationen zugeführt werden. Jene, bei denen das nicht der Fall ist, welche z. B. nur einer Verwendung dienen, haben zusammen den Wert dieser Verwendung, ihre Anteile daran aber sind ununterscheidbar und ihre einzelnen Werte daher unbestimmt. Es besteht da nur eine Gleichung zwischen mehreren Unbekannten. Solche Produktivgüter stellen aber nur ebenso seltene wie bedeutungslose Ausnahmefälle dar, wie man leicht sieht. Und für alle anderen führt diese Gleichsetzung der produktiven Beiträge und des Wertes der Produkte sehr wohl zu einem Resultate. Jedes Gut und auch jedes Produktivgut, das mehrere Verwendungen gestattet, wird nämlich auf dieselben so verteilt, daß die in jeder derselben realisierten Grenznutzen einander gleich sind. Sonst wäre ja eine andere Verteilung des Gutes auf seine Verwendungen vorteilhafter, und es würde mehr von ihm auf jene derselben verwendet werden, welche höhere Nutzeffekte darbieten als die anderen. Daher hat also jedes Gut, einerlei, ob Genuß- oder Produktivgut, einerlei ferner, ob es nur eine oder viele Verwendungen findet, nur einen Grenznutzen. Nicht er also unterscheidet die verschiedenen Verwendungen voneinander. Was dieselben unterscheidet, ist die verschiedene Menge unseres Gutes, die den einzelnen gewidmet wird. Diese Menge ist aber

gegeben: Um sie zu finden, brauchen wir uns nur die Produktionsprozesse anzusehen. Sie und die Summe der Werte der an einem Produkte mitarbeitenden Produktivgüter sind also Daten des Problemes. Was fehlt, was wir zu suchen haben, sind also nur die Werte der Einheit jedes Produktivgutes. Und diese Werte sind, wie wir sahen, gleich in allen Kombinationen, so daß jeder derselben eine und nur eine Unbekannte darstellt. Seien also drei Produktivgüter an der Erzeugung von drei Arten von Produkten beteiligt, so kann man, wenn man die Werte der Einheiten der ersteren respektive mit x, y, z bezeichnet, mit Hilfe von hypothetischen Zahlen, zu den Gleichungen kommen, die v. Wieser auf p. 87 aufstellt:

$$x + y = 100$$
$$2x + 3z = 290$$
$$4y + 5z = 590,$$

aus denen man x, y, z berechnen kann, womit dann auch, wie man sieht, die produktiven Beiträge der einzelnen Produktivgüter gefunden sind. Daß man weniger Gleichungen haben könne als Unbekannte, ist nicht unmöglich, aber in der überragend großen Mehrzahl der Fälle nicht zu fürchten — eher das Gegenteil. Und somit ist denn das Zurechnungsproblem im Sinne v. Wiesers gelöst. Was er weiter sagt, dient nur der Verteidigung, Diskussion und Anwendung dieser Lösung. Wir werden auf einiges davon noch zu sprechen kommen, können aber vorläufig unser Referat schließen.

IV. Nun wollen wir uns diesen Gedankengang näher betrachten, ihm eine gründliche Analyse zuteil werden lassen, was uns dann zu einer Würdigung seiner Bedeutung hinüberleiten wird. Was will der Autor? Mit welchen Mitteln strebt er nach seinem Ziele? Erreicht er das Ziel und was ist von Ziel und Mitteln zu halten? Diese Fragen hat sich jede Analyse zu stellen und ihre Beantwortung liegt, wie wir einleitend auseinandersetzten, keineswegs schon in der Vorführung und im bloßen logischen Verständnisse des Gedankenganges, sondern führt, wenigstens bei einem Werke wie das diskutierte, tief in seine Grundlagen und in die Grundlagen des ganzen Gegenstandes.

Nun, was will unser Autor? Es will die produktiven Beiträge der Produktionsfaktoren feststellen. Allein das wäre eine sehr oberflächliche oder doch nur eine präliminäre Antwort. Denn der Begriff des „produktiven Beitrages" selbst ist ja ein vom Autor zu seinen Zwecken geschmiedetes Werkzeug, und zwar auch dann, wenn ihm

etwas in der Wirklichkeit entspricht, auch dann, wenn Tatsachenbeobachtung dazu geführt hat. Er ist ein Glied des Gedankenganges und bedarf als solches selbst der Analyse. Wir müssen weiter von dem Werke des Autors zurücktreten, um es als Ganzes betrachten zu können, — ihm seine Prämissen und methodologischen Hilfsmittel a limine zuzugestehen und selbst, dieselben nur an sich und nicht auch in ihrer theoretischen Rolle zu untersuchen, hieße auf eine Analyse überhaupt verzichten. Wir müssen unsere Frage also anders beantworten, und zwar etwa so: Das Ziel v. Wiesers ist, die Werte und Preise aller Güter aus den Werten der Genußgüter abzuleiten und namentlich das Problem der Verteilung des Produktionsertrages auf dieser Grundlage zu lösen. Zu diesem Zwecke wünscht er — und hält er es für notwendig —, den Wert jedes Produktes auf die zu seiner Produktion mitwirkenden Güter zu verteilen. Das ergibt sich ganz klar aus unserer Darstellung seines Gedankenganges, aus jeder Zeile seines Werkes; das ist das Ziel, das ihm beim Schreiben jeder Zeile, von der ersten angefangen, vorgeschwebt hat. Und dabei ist eben folgender Gedanke fundamental: Der Wert ankert im Nutzen und der Nutzen entsteht in den Genußgütern. Die Produktivgüter empfangen ihren Wert von den Genußgütern, derselbe strahlt auf sie zurück wie das Licht eines leuchtenden Körpers auf eine von ihm bestrahlte Wand. Und wie die auf die Wand gestrahlte Lichtmenge sich auf ihre einzelnen Flächenelemente verteilen muß, so auch der Wert der Genußgüter auf jedes ihrer Produktionselemente. Diese können nicht mehr Wert erhalten, als jene Wertquelle ausstrahlen kann — nicht mehr als den gesamten Wert ihrer Produkte; aber auch nicht weniger als diesen ganzen Wert, da er eben ganz von ihnen abhängig ist. Und ebenso folgt daraus, daß sie sich in denselben teilen müssen, und daher, daß in der Auffindung einer Regel für eine solche Aufteilung die Lösung des Zurechnungsproblemes gelegen sein müsse. Wie klar und zutreffend und doch — wie wir sehen werden — wie gefährlich ist diese Analogie! Doch liegt es mir natürlich ferne, zu sagen, daß sie allein für diesen Gedankengang verantwortlich sei. Vielmehr ist jedes Glied derselben durch Tatsachenbeobachtung gestützt: Die Produktivgüter stellen potentielle Genußgüter dar, — klar also, daß sie den gleichen Wert haben müssen wie wirkliche Genußgüter. Die Erfahrungstatsache, daß eine Kombination bestimmter Mengen von Produktionsgütern, die zur Er-

zeugung einer bestimmten Menge eines Genußgutes ausreicht, ebenso gewertet wird wie die letztere selbst, bestätigt das vollkommen. Und sie scheint den Aufteilungsgedanken zu sanktionieren.

Man kann also wohl sagen erstens, daß v. Wiesers Problemlösung dem Zwecke der Aufteilung der Wertgröße der Produkte unter die Produktivgüter gilt, und zweitens, daß diese Aufteilung der Werte die Aufteilung der Produkte unter die Besitzer der Produktivmittel erklären soll. Diese beiden Aufteilungen sollen in seinem Sinne parallel gehen, noch mehr, sie sollen als das Resultat eines und desselben Vorganges erwiesen werden — das ist ein, wenn nicht der Grundgedanke des Buches. Diese beiden Aufteilungen ferner müssen wir streng scheiden, wenngleich die meisterhafte Darstellung unseres Autors sie scheinbar untrennbar verschmilzt. Wir werden später sehen, daß diese Scheidung die Fragestellung des Zurechnungsproblems erheblich alteriert.

Das sind also die Zwecke unseres Autors; und zwar sehen wir nun tiefer in dieselben, als wir es tun könnten, wenn wir uns damit begnügten, die Wertzurechnung nur an sich und nicht auch mit Rücksicht auf das betrachteten, was sie für uns leisten soll. Unter dem Zeichen dieser Zwecke — sagen wir, um das Wichtigste herauszuheben, unter dem Zeichen der angestrebten Verteilungstheorie — stehen nun die einzelnen Maßregeln, die zu ihrer Erreichung führen sollen, und die Details der Darstellung. Vor allem muß die Wertzurechnung, wenn die den Produktivgütern zugerechneten Werte direkt und ohne weiteres ihren Anteil am Produktionsertrage abbilden sollen, so eingerichtet werden, daß alle freien Güter den Wert Null erhalten, daß sie mit anderen Worten von der Wertverteilung ebenso ausgeschlossen werden, wie sie von der Verteilung des Produktionsertrages ausgeschlossen sind. Denn sonst würde sich eine Diskrepanz zwischen unseren beiden „Aufteilungen“ ergeben. Auch freie Güter geben Nutzen, auch freie Güter finden sich in den Produktionskombinationen. Aber Wert darf ihnen nicht zugesprochen werden, wenn sich nicht eine solche Diskrepanz ergeben und der Plan, die Verteilungsteorie direkt auf die Lösung des Zurechnungsproblems zu stützen, unmöglich werden soll. Abgesehen von diesem letzteren Umstande und ohne Rücksicht auf diesen Plan würde uns nichts zu dieser Stellungnahme zwingen und es ließe sich, wie wir das noch genauer zeigen werden, auch eine Lösung unseres Problems denken, welche auch freien Gütern Wert zuweist und für die die Gleichheit des Wertes der Produktionsmittel einer

Kombination und des Wertes ihrer Produkte bei weitem nicht so zwingend ist, beziehungsweise eine andere Rolle spielt. Vom Standpunkte dieser methodologischen Absicht aber muß der Produktwert aufgeteilt werden, und zwar nach einem Prinzipe, das mit dem der Aufteilung des Produktionsertrages übereinstimmt. Ertragsaufteilung soll Wertaufteilung sein und daher muß auch die Wertaufteilung der Ertragsaufteilung entsprechen. Dieses „muß" entspringt aber nur — wenigstens so weit — einer methodologischen Notwendigkeit, welche ihrerseits aus dem Plane des Autors geboren ist. Und da der Wert der Produktivgüter sich in allen Stücken genau so verhalten soll wie der der Genußgüter — da er dasselbe ist und dieselbe Funktion erfüllt wie dieser —, so muß auch der Genußgüterwert in derselben Weise eingerichtet werden, so muß auch er für freie Güter gleich Null und überhaupt proportional dem Preise aller Güter sein. Und so führt uns denn die Diskussion der konkreten Problemlösung unseres Autors bis auf seinen Wertbegriff zurück und ermöglicht es uns, diesen in seiner Rolle als Werkzeug desselben zu verstehen. Wir sehen dabei, wie es nötig ist, bei der Erörterung auch nur eines kleinen Ausschnittes aus einem durchdachten Systeme bis auf dessen letzte Grundlagen zurückzugehen, wie nichts voll verstanden werden kann ohne das Ganze. Weiter sehen wir aber auch — was von so tiefem erkenntnistheoretischen Interesse ist —, wie viele auch als unmittelbare Tatsachenbeobachtungen erscheinende Aussagen von methodologischen Notwendigkeiten und den theoretischen Absichten des Autors diktiert werden, wie jeder Satz in einem exakten Systeme zwei verschiedene Aspekte hat: Er sagt etwas an sich und er hat eine Funktion als Glied des Organismus, dem er angehört. Und nur beide Aspekte zusammen reichen zu seiner Beurteilung aus.

Aber ehe wir auf v. Wiesers Wertbegriff eingehen, müssen wir zur Vermeidung von Mißverständnissen hervorheben, daß auch jeder Schritt seines Gedankenganges, den wir eben betrachteten, auf der Basis von Tatsachen steht. Sicherlich ist es wahr, daß der praktische Wirt freien Gütern gegenüber sich gleichgültig und achtlos verhält. Es liegt nahe, auch den Wertbegriff so zu fassen, daß freie Güter außerhalb seines Machtbereiches stehen. Er soll uns ja dazu helfen, ein Bild des wirtschaftlichen Handelns zu konstruieren. Reagiert das letztere nicht auf freie Güter, so braucht und soll er das auch nicht tun. So kann man also einerseits gewiß sagen, daß v. Wiesers Gedankengang

soweit auf die Tatsachen paßt, und anderseits, daß Tatsachenbeobachtung zu ihm geführt haben mag. Das bestreiten wir durchaus nicht. Wir sagen nicht, daß v. Wieser den Tatsachen willkürlich Gewalt antut. Wir wollen nur hervorheben, was uns so wichtig scheint, nämlich daß in einem Systeme wissenschaftlicher Gedanken die einzelnen Tatsachen durch das Band der Zwecke des Autors miteinander verbunden sind und daß dieses Band der Tat desselben seinen Ursprung verdankt und nicht einfach dem „Kausalzusammenhange" zwischen den Tatsachen. Keine Theorie ist bloße Katalogisierung von Tatsachen und durch Verifizierung jedes ihrer Glieder an denselben allein kann man nie in ihr Inneres eindringen. Der Autor braucht sich nicht bewußt zu sein, daß er den Fakten etwas hinzufüge, im Gegenteile, seine Theorie wird ihm immer nur als reife Frucht von Tatsachenbeobachtungen erscheinen und daß er über sie nachgedacht und sie gemeistert hat — das kann er leicht selbst übersehen. Bei jedem Schritte steht auch unser Autor auf der Basis von Tatsachen, aber dieselben erzwingen nicht jeden seiner Schritte — sie ließen sich auch anders behandeln und wir werden sehen, daß das nicht weniger natürlich auszusehen braucht — oder vielmehr, sie tun das nur unter der Voraussetzung seiner speziellen Absichten. Auch der „Aufteilungsgedanke" scheint ganz einfach durch die Tatsachen gegeben und erst bei der Betrachtung des ganzen Gedankenganges stellen sich Zweifel darüber ein.

Nun, wir sahen, welchem Ziele v. Wiesers Wertbegriff dienstbar sein und welchen Bedingungen er genügen muß. Wie also sieht dieser Wertbegriff aus und wie kommt er zu ihm? Er geht aus vom Gossenschen Gesetze der Bedürfnissättigung. Mit Zunahme der Sättigung sinkt die Intensität der Bedürfnisregungen, mithin die Lust, die ihre Befriedigung gewährt. Auf Grund dieser Tatsache kann man für jedes Gut eines jeden Individuums eine Intensitätsskala der Bedürfnisse konstruieren, die stetig sinkt, entsprechend der Menge, die das Individuum von dem Gute schrittweise hinzuerwirbt. Diese Intensitätsskala kann als eine graphische Darstellung des Gossenschen Gesetzes aufgefaßt werden. Ich setze voraus, daß diese Bemerkungen vom Leser verstanden werden, und gehe nicht näher auf die Sache ein. Unsere Skala drückt die Lust aus, die die Konsumtion der jedem ihrer Punkte entsprechenden Teilmenge des Gutes dem Individuum verursacht und evidentermaßen den Nutzen jeder Teilmenge für dasselbe. Aber hier ist eine erklärende Bemerkung nötig. Nicht der Nutzen der ganzen

Menge, die ein Individuum von einem Gute besitzt, wird uns durch unsere Skala versinnlicht. Eine Skala dieser Gesamtnutzen würde anders aussehen. Was in der unseren zum Ausdrucke kommt, ist, wie das noch gezeigt werden wird, nur der Nutzen jedes Teilchens derselben, der ihm unter der Voraussetzung zukommt, daß alle intensiveren Bedürfnisregungen befriedigt sind.

Da nun der Wert sich aus dem Nutzen erklärt, so läge es nahe, diese Skala einfach als Wertskala zu bezeichnen. Allein v. Wieser verweist darauf, daß Wert und Nutzen, wie bekannt, nicht Hand in Hand gehen, daß sehr nützliche Güter oft gar keinen Wert haben und umgekehrt. Und er entwickelt eine Theorie, die dieses Moment klarstellen soll und die man eine Philosophie des wirtschaftlichen Wertes nennen könnte. Der Wert ist danach ein Index, den wir an den wirtschaftlichen Gütern zum Zwecke des wirtschaftlichen Handelns anbringen — und folgeweise nur an jenen, die ein solches wirtschaftliches Handeln erfordern, also jenen, die nicht „frei" sind. Das Ziel der Wirtschaft ist ein Maximum von Nutzen. Und das Maximum von Leistung für unsere Wohlfahrt geben uns gerade freie Güter am vollständigsten. Aber sie tun es, ohne daß wir uns um sie bekümmern: Wir können uns an ihrer Leistung für uns freuen, ohne die Güter selbst, die sie uns darbieten, beachten zu müssen. Nur mit Widerstreben tun wir das; nur mit Widerstreben und nur dort, wo es nötig ist, übertragen wir unser Gefühl der Befriedigung auf unseren Besitz konkreter Güter, dann nämlich, wenn wir nur über einen im Verhältnisse zu unseren Bedürfnissen geringen Vorrat verfügen. Nur dann wird unsere Befriedigung in Beziehung zu einem Vorrate konkreter Güter gebracht, nur dann wird unser Lust- zum Wertgefühle, nur dann entwickelt sich der Nutzen der Güter zum Werte. Aber auch dann geschieht das nur bis zu einem gewissen Grade und stets zeigt sich die Suprematie des Nutzens. I h n und nicht den Wert streben wir an und, wo ein Konflikt zwischen beiden entsteht — z. B. wo eine Verringerung unseres Besitzes eine Steigerung des Wertes zur Folge hätte —, fragen wir nicht nach dem Werte, sondern nach dem Nutzen. Die Funktion des Wertes ist nur die, uns dort, wo das nötig ist, einen kurzen handlichen Ausdruck zu geben, mit dem wir rechnen können. „Der Wert ist die Rechenform des Nutzens" — einer jener glänzenden Sätze, an denen dieses Buch so reich ist, die gleichsam Kristalle langer Gedankenarbeit sind.

Was ist also der Wert? „Der wirtschaftliche Werth ist Grenzwerth."

Jene Rechenform des Nutzens ist nach v. Wieser gegeben durch den Grenznutzen jedes Gutes, einen Begriff, den wir als bekannt voraussetzen: Es ist die Intensitätsgröße des Nutzens des zuletzt erworbenen Teilchens, der geringste Nutzen von allen, die die einzelnen Teilmengen eines Gutes ihrem Besitzer gewähren. Damit rechnen wir in praxi, sagt v. Wieser. An der Grenze eines beschränkten Gütervorrates wird der Nutzen zum Werte, zum Index für die Zwecke wirtschaftlichen Handelns. Der Gesamtwert eines Gütervorrates ist nach ihm nicht die Summe der Nutzen der Teilmengen, sondern das Produkt aus Grenznutzen und besessener Menge.

Nun, das werden wir zu würdigen haben. Jetzt interessiert uns vor allem der Umstand, daß dieser Wertbegriff essentiell für die dargelegte Lösung des Zurechnungsproblems ist. Was uns Wiesers Gleichungen zu finden gestatten sollen, ist d i e s e r Wert, und dieser Wert ist es auch, der nach v. Wieser die Aufteilung des Produktionsertrages bestimmt. Jene Summe der Nutzen der Teilmengen jedes Produktivgutes könnte man s o nicht finden und diese Summen würden zusammengenommen auch größer sein, als der aufzuteilende Wert. So ist denn diese Wertdefinition für d i e s e Lösung des Zurechnungsproblems unentbehrlich — die einzig mögliche. Und wenn wir der eben vorgeführten Werttheorie nicht ganz zustimmen sollten, nicht finden sollten, daß sie zwingend zu dieser Wertdefinition führt, so werden wir in diesem Umstande den Hauptgrund für diese Auffassung des Wertphänomens sehen. v. Wiesers Lösung des Zurechnungsproblems steht und fällt mit diesem Wertbegriffe.

Ganz unmittelbar erklärt sich aus unserer Analyse v. Wiesers Unterscheidung von „produktivem Beitrage“ und „von der Mitwirkung abhängigem Anteile“. Der Zweck des Autors — Ableitung der Verteilungstheorie unmittelbar aus der Lösung des Zurechnungsproblems — erklärt das Prinzip der letzteren, den „Aufteilungsgedanken“. Der Aufteilungsgedanke fordert jenen Wertbegriff und führt zu unserer Unterscheidung oder besser, jener Wertbegriff, angewendet auf Produktivgüter, i s t das, was v. Wieser den produktiven Beitrag nennt. Der von der Mitwirkung abhängige Anteil ist höher und macht daher d i e A u f t e i l u n g des Wertes der Produkte unter ihre Produktivgüter i n W i e s e r s c h e m S i n n e unmöglich, kollidiert mit seiner Endabsicht. Und so natürlich scheint v. Wieser diese letztere, daß er Mengers Lösung verwirft, ohne zu fragen, ob der letztere eine Auf-

teilung in diesem Sinne überhaupt wollte. Auch diese Unterscheidung freilich stützt v. Wieser durch Tatsachen, durch die Behauptung, daß sie in den Tatsachen liege. Und das ist wahr: Jeder Grenznutzen ist durch alle anderen Grenznutzen bestimmt und bestimmt alle anderen mit; er verändert sich, wenn sich die anderen verändern, und in der Erkenntnis dieser Tatsache, die von Wieser eben durch seine Unterscheidung zum Ausdrucke bringt, liegt ein großes Verdienst, eine Förderung unserer Einsicht. Aber welche der beiden von ihm richtig unterschiedenen Größen die für die Wertbildung entscheidende ist, ist damit noch nicht gesagt. Diese Entscheidung fällt unser Autor auf Grund seiner Aufteilungsabsicht.

Erreicht nun der Autor sein Ziel mit seinen Mitteln? Diese Frage führt uns einen Schritt weiter — zur kritischen Würdigung seiner Problemlösung. Aber das ist sicher: Die Ableitung seiner Wertgröße mit seinen Mitteln erreicht er wirklich. Und die wenigen vorhandenen Kritiken (Wicksell, Pantaleoni, Cassel) sind leicht zu widerlegen. Gesteht man dem Autor seinen Wertbegriff zu und einiges andere, worauf wir hinwiesen, so folgt seine Lösung daraus klar, sicher und einwandfrei. Das Ziel, den volkswirtschaftlichen Verteilungsprozeß zu erklären lediglich auf Grundlage der Wertzurechnung, wird unter diesen Voraussetzungen erreicht; die zu diesem Zwecke nötige Aufteilung des Produktwertes gelingt, und zwar mit Hilfe des Begriffes des produktiven Beitrages und des Wertbegriffes des Autors; und diese Begriffe und alle Schritte des Gedankenganges entsprechen klaren und verläßlichen Tatsachenbeobachtungen. So weit also scheint das ganze Gebäude in bester Ordnnng — von seiner architektonischen Schönheit gar nicht zu reden.

V. Und doch haben wir nun manches dazu zu bemerken unter dem Titel der Würdigung des vom Autor angestrebten Zieles und der Maßregeln, die zu seiner Erreichung zu dienen bestimmt sind. Kommen wir gleich zu dem entscheidenden Punkte. Seine Diskussion berührt die Wurzel der Sache, obgleich noch eine Reihe anderer Momente wichtig ist. v. Wiesers Lösung des Zurechnungsproblems, wie sie in seinen hypothetischen Gleichungen ihren präzisesten Ausdruck findet, gibt uns offenbar als unmittelbares Resultat der letzteren Grenznutzen von Produktivgütern oder, um jeden Zweifel auszuschließen, Einheitswerte derselben. Die Unbekannten dieser Gleichungen, jene x, y und z, sind solche Einheitswerte. Aber sie sind

das nur unter einer Voraussetzung, und nur unter derselben Voraussetzung wird durch ihre Feststellung das erreicht, was unser Autor damit erreichen will. Ich habe mich im Vorhergehenden bemüht, diese Voraussetzung klar hervortreten zu lassen. Sie liegt im Wertbegriffe unseres Autors und läßt sich für unsere Zwecke folgendermaßen aussprechen: Alle Teilmengen oder Mengeneinheiten eines Vorrates an einem Produktivgute, den ein Individuum besitzen mag, müssen in jedem Zeitpunkte von demselben mit dem gleichen Werte angeschlagen werden, selbst zu dem Zwecke der Schätzung des gesamten Vorrates.

Wäre diese Voraussetzung nicht erfüllt, so könnten wir jene Gleichungen nicht aufstellen. Denn in diesem Falle wäre es nicht möglich, drei Einheiten eines bestimmten Produktivgutes z. B. mit „3 x" anzuschlagen. Oder es würde dann „x" nicht einen Grenznutzen, sondern einen Durchschnittsnutzen jener Einheiten darstellen, eine Größe, der kein Interesse zukommt, die namentlich für die Preisbildung und den Verteilungsprozeß des Produktionsertrages bedeutungslos ist. Für die Aufstellung unserer Gleichungen oder doch für die gewünschte Interpretation ihrer Unbekannten ist also unsere Voraussetzung wesentlich, wie kaum näher ausgeführt zu werden braucht. Aber sie ist auch wesentlich dafür, daß diese Lösung unseres Problems leiste, was sie soll. Es soll sich aus ihr unmittelbar der Gesamtwert des Vorrates an einem Produktivmittel ergeben, den ein Wirtschaftssubjekt besitzt. Das ist nur dann möglich, wenn unsere Voraussetzung erfüllt ist, wenn also dieser Gesamtwert gleich dem Produkte aus Grenznutzen und Menge ist. Andernfalls würden wir ihn eben aus jenen Gleichungen nicht erfahren, wie nach dem, was wir schon sagten, ebenfalls nicht näher ausgeführt zu werden braucht. Wir sehen also, daß ebenso, wie zur Durchführung des „Aufteilungsgedankens", v. Wiesers Wertbegriff auch dafür unentbehrlich ist, daß das, was sich aus seinen Gleichungen ergibt, der Grenznutzen der Produktivgüter sei und daß die Maßzahl dieses Grenznutzens, die wir aus jenen Gleichungen finden, ohne weiteres den Gesamtwert des gegebenen Vorrates zu finden gestatte.

So haben wir uns also vor allem nach der Bedeutung dieses Begriffes des Gesamtwertes eines Gütervorrates, nach der Bedeutung des Ausdruckes Grenznutzen mal Menge zu fragen. Entspricht ihm etwas in der Wirklichkeit, ist er eine Größe, mit der der praktische Wirt rechnet? Davon hängt alles ab. Vor allem, spielt er gerade jene

Rolle, welche ihm hier zugewiesen wird? Nun, diese Rolle besteht in folgenden beiden Funktionen: Wir brauchen den Wert der Produktivgüter erstens, um das wirtschaftliche Handeln in bezug auf sie zu erklären, und zweitens, um speziell die Verteilung des Produktionsertrages zu erklären. Stellt unser Ausdruck jene Größe dar, mit der wir dabei arbeiten müssen?

Zunächst zum ersten Punkte. Formulieren wir ihn im Wieserschen Sinne so: Ist zur Beschreibung des wirtschaftlichen Handelns in bezug auf Produktivgüter — und hier können wir sagen: auf Güter im allgemeinen — jenes Produkt von Grenznutzen und Menge entscheidend, oder muß auch der „Übernutzen", um den sich dasselbe von der durch die Nutzenskala angegebenen Größe unterscheidet, immer in Betracht gezogen werden?

Wirtschaftliches Handeln in bezug auf Güter kann nur zweierlei bedeuten: Die auf Erwerb und Erhaltung derselben gerichtete wirtschaftliche Tätigkeit und Fürsorge und dann die Verwendung der Güter. Was diese Tätigkeit und Fürsorge zunächst betrifft, so beobachten wir sie allerdings meist nur bei Gütern, deren Grenznutzen größer als Null ist, die nicht „freie" sind. Allein wir müssen uns hüten, diese Beobachtung zu überschätzen, und vor allem müssen wir sie richtig interpretieren. Nur dann, wenn, und nur deshalb, weil diese freien Güter uns nicht streitig gemacht werden und eine solche Tätigkeit und Fürsorge nicht erfordern — nur dann und nur deshalb ist der praktische Wirt gleichgültig gegen sie. Stünde ihr Besitz in Frage, so würde er ihn gar wohl verteidigen, und zwar mit einer ihrem Nutzen entsprechenden Energie. Nicht deshalb achtet er sie nicht, weil sie, wie v. Boehm-Bawerk sagt, „für unsere Wohlfart Nullen" sind, sondern deshalb, weil sie keine Beachtung erfordern. Gäbe es wirtschaftliche Güter von hohem Grenznutzen, welche z. B. niemand anderer als ihr Besitzer schätzt und die deshalb keiner Verteidigung bedürfen und welche sich dauernd erhalten, ohne irgendeiner Sorge zu bedürfen, so würde unser Wirt sich ebenfalls nicht um sie bemühen, sie ebensowenig „beachten", obgleich sie offenbar keine Nullen für ihn sind. Der Nutzen und nicht der Wert ist also für das wirtschaftliche Handeln gegenüber dem ganzen Gütervorrat entscheidend, soweit ein wirtschaftliches Handeln überhaupt nötig ist. Einzelnen Teilmengen gegenüber ist natürlich nur ihr Nutzen maßgebend, wenn die übrigen erhalten bleiben, und wenn eine solche Teilmenge unendlich

klein ist, nur der Grenznutzen — auch hier wiederum, wenn wirtschaftliches Handeln diesen Teilmengen gegenüber überhaupt nötig ist, was allerdings bei freien Gütern meist nicht der Fall ist. Handelt es sich um wirtschaftliches Verhalten gegenüber einem Gesamtvorrate, so ist dessen Gesamtnutzen die entscheidende Größe, handelt es sich um eine kleine Menge, der Grenznutzen. Und diese beiden Größen — Gesamtnutzen und Grenznutzen — beschreiben das Handeln unseres Mannes ganz gut. Welche Verwendung aber hätten wir für den Ausdruck: Grenznutzen mal Menge? Seinen Vorrat nach dieser Formel zu evaluieren, hätte weder einen, Anlaß noch könnte es zu etwas dienen — eher könnte sie ihn unter Umständen irreleiten.

Ganz dasselbe gilt von den Verwendungen jedes Gutes. Dieselben sind von dem Gesetze des überall gleichen Grenznutzen regiert — und zwar ganz ebenso bei freien wie bei wirtschaftlichen Gütern, nur daß bei ersteren im allgemeinen keine Notwendigkeit vorliegt, sich um die Verwirklichung dieses Gesetzes besonders zu bemühen. Allein es gilt auch in diesem Falle: wenn man von einem Gute soviel besitzt, daß man allen absehbaren Bedarf daran bis zur Sättigung überreich befriedigen kann, so ist es ein freies und hat den Grenznutzen und nach v. Wieser also auch den Gesamtwert Null. Allein es ist der Fall recht gut denkbar, daß man durch besonders achtlose Verschwendung desselben dahin gelangen könnte, für ein Bedürfnis nicht mehr genug davon zu haben. Und ein solcher Fall zeigt uns, daß auch für freie Güter das Gesetz vom gleichen Grenznutzen — also hier vom Grenznutzen Null — gelten und also durchgesetzt werden muß, wo es nicht von selbst gilt. Bei der Verteilung eines bestimmten Vorrates auf verschiedene Verwendungen dürfte sich der praktische Wirt nicht von v. Wiesers Gesamtwertbegriff leiten lassen. Wenn er eine bestimmte Teilmenge einer bestimmten Verwendung zuführt, so muß er dabei auch jenen „Übernutzen" in Betracht ziehen. Ersichtlich darf er dieses Moment nur dann übersehen, wenn jene Teilmenge unendlich klein, in vielen Fällen kleiner ist als eine Einheit. Und auch hier ist es nur Gesamt- und Grenznutzen und nicht jener Gesamtwert, womit gerechnet werden muß.

Nun zu dem zweiten Punkte, zu der Rolle dieses Gesamtwertbegriffes in dem Verteilungsprozesse des Ertrages. Hier scheint die Sache günstiger für ihn zu stehen: Mein Produktivgütervorrat wird mir jenen Anteil am Genußgüterertrage einbringen, der durch seine Menge mal

dem Preise gegeben ist. Und die Vermutung liegt nahe, daß die Analogie mit diesem Ausdrucke und das Bestreben, einen ihm parallelen Wertausdruck zu schaffen, nicht ohne Anteil an jener Auffassung vom Gesamtwerte ist. Allein betrachten wir die Sache näher. In der Wirtschaft eines isolierten Individuums entspricht diesem Ausdrucke nichts. Dasselbe teilt den Ertrag seiner Produktion nicht auf und es wäre, wie wir sahen, übel beraten, wenn es sich von diesem Gesamtwertbegriffe leiten ließe. Und zu sagen, daß für die den einzelnen Produktivgütern zugewandte Fürsorge und Tätigkeit sowie für deren Verwendung Gesamtnutzen und Grenznutzen maßgebend seien, daß es aber nur jenen Gesamtwert demselben zurechne, geht nicht an, da eben nur in jenen beiden Punkten der Dienst der Zurechnung in seiner Wirtschaft liegen kann. Ähnlich aber steht es sodann in jeder kommunistischen oder „verkehrslosen“ Wirtschaft. Diese wird zwar eine Verteilung des gesellschaftlichen Produktionsertrages unter ihre Mitglieder vornehmen, aber nach welchem Prinzipe, das ist die Frage. Vielleicht wird dasselbe ein nichtwirtschaftliches sein und keinesfalls werden Kapitalisten und Landeigentümer dabei berücksichtigt werden müssen[1]). Wenn aber das nicht so wäre, ja, dann würde unser Ausdruck „sozialer Grenznutzen mal Menge“ zwar nicht für das sonstige wirtschaftliche Verhalten dieser Wirtschaft — das anzunehmen, hindern uns die früher vorgeführten Bedenken — wohl aber für ihre Verteilungsvorgänge entscheidend sein. Darauf ist meines Erachtens seine Bedeutung zu beschränken, und eine Ausdehnung derselben auf die Verkehrswirtschaft dürfte nicht möglich sein, so wünschenswert das wäre.

Dazu endlich kommen wir jetzt. Kann das Resultat des Verteilungsprozesses in der Verkehrswirtschaft dargestellt werden durch v. Wieser's Gesamtwertbegriff? Nur unter der Voraussetzung, daß derselbe in der Verkehrswirtschaft ebenso abläuft wie in der verkehrslosen, nur wenn auch da von einem sozialen Grenznutzen und sozialen Nutzenskalen gesprochen werden kann. Ich habe diese Voraussetzung, welche freilich, wenn haltbar, die Verteilungstheorie in wunderbar einfacher und einheitlicher Weise darzustellen gestatten würde, in dem unten zitierten Artikel diskutiert, im Anschlusse an die neuere amerikanische Theorie, welche diese Voraussetzung häufig — explizite und implizite — macht. Ich

[1]) S. meinen Artikel: On the Concept of Social Value im Quarterly Journal of Economics 1908.

wünsche das dort Gesagte nicht zu wiederholen. Wir wollen von dieser Voraussetzung daher hier absehen und uns die Tatsachen selbst betrachten. In einer Verkehrswirtschaft wird der Verteilungsprozeß abgewickelt in der Form der Preisbildung der Produktivgüter. Die Preise derselben aber ergeben sich aus allen den Grenznutzen aller Käufer und Verkäufer. Für alle muß die Bedingung erfüllt sein, daß die Preise gleich seien dem reziproken Verhältnisse der Grenznutzen der ausgetauschten Güter für alle Tauschenden. Nur alle die individuellen Grenznutzen und nicht die Gesamtwerte der Güter entscheiden über das Resultat des Verteilungsprozesses. Allerdings ist das Einkommen jedermanns, wie gesagt, gleich dem Preise seines Produktivgutes mal der Menge, die er davon hat; allein dieser Preis entspricht nicht dem Grenznutzen der Menge, die er vor dem Tausche hatte, sondern dem der Menge, die er nach demselben noch hat; wenn er alles verkaufte, was er von dem Gute besaß, also jenem höchsten Nutzen, den ihm der Besitz nur einer Teilmenge seines Gutes gewähren würde. Hier also spielt der „Übernutzen" über den „Gesamtwert" eine sehr wesentliche Rolle, und man kann keinen, sei es sukzessiven oder einmaligen, Tausch verstehen, wenn man nicht die Verschiedenheit des Nutzens der ausgetauschten Teilmengen beachtet, wenn man nicht, anstatt vom Gesamtwerte auszugehen, vielmehr auf die Nutzenskala achtet. Vom Standpunkte der Gesellschaft wäre es anders; für sie müßte der Preis den kleinsten Grenznutzen messen; allein in der Verkehrswirtschaft gibt es nichts, was einem solchen sozialen Grenznutzen entspräche. Obgleich also jedermann alle Teilmengen jedes seiner Güter, solange er sie alle besitzt, gleich anschlägt, so macht sich doch bei jeder wirtschaftlichen Handlung der Druck jenes Übernutzens fühlbar, der jenen — allerdings beliebigen — von ihnen zukommt, welche intensiveren Bedürfnissen zu dienen bestimmt sind als andere.

Aus dieser Untersuchung ergibt sich denn das folgende Resultat: Der diskutierte Gesamtwertbegriff hat nur wenige Anwendungen. Auch ist er nichts dem Produkte Menge mal Preis Analoges und endlich vermag man nicht mit seiner Hilfe und ohne die der Preistheorie den verkehrswirtschaftlichen Verteilungsprozeß abzubilden. Viel entscheidender sind Grenznutzen, Nutzenskala und Gesamtnutzen. Auch sie geben uns nur indirekt eine Verteilungstheorie — nämlich durch das Medium der Preistheorie —, aber diese basiert auf ihnen. Und während es, soviel ich sehe, kaum einen Anlaß gibt, sich der durch den diskutierten

Gesamtwertbegriff ausgedrückten Größe bewußt zu werden, so gibt es einen solchen oft, um den Gesamtnutzen eines Gütervorrates oder eines größeren Teiles desselben festzustellen. Wenn alles Gesagte richtig ist, so ergäbe sich, daß uns mit der Auffindung dieses Gesamtwertes, trotzdem er wichtig für die kommunistische Verteilung und obgleich auch darüber hinaus diese Betrachtungsweise gewisse Grundwahrheiten unserer Wissenschaft klar und schön darzulegen geeignet ist, nicht völlig gedient sein kann, und das ist es, was wir dieser Lösung des Zurechnungsproblemes vor allem entgegenzuhalten haben.

Aber sie gibt uns doch — und sogar unmittelbar, während wir die „Gesamtwerte" erst durch Multiplikation mit der Menge zu finden hätten — die Grenznutzen unserer Produktivgüter, mithin dann deren Preise und Anteile am volkswirtschaftlichen Produkte? Nein, sie tut das nicht. Denn die eben durchgeführte Untersuchung des Gesamtwertbegriffes hat, denke ich, gezeigt, daß die dazu nötige Voraussetzung nicht erfüllt ist, nämlich die, daß man alle Einheiten einer Gütermenge mit gleichen Werten anschlagen könne. „3x" ist hier nicht dreimal e i n x oder, weniger parodox, die drei „x" sind nicht gleich, stellen nicht eine, sondern drei Unbekannte dar. Sobald eine irgendwie erhebliche Menge — streng genommen eine Menge, die nicht unendlich klein ist — einer bestimmten produktiven Verwendung zugewandt wird, hat man ihre Einheiten nicht alle bloß mit dem Grenznutzen anzuschlagen, sondern nur eine — oder einen Teil von einer, wenn es sich um ein Gut handelt, bei dem schon eine Einheit etwas Merkliches bedeutet —; allerdings eine beliebige; aber den anderen muß ein fortschreitend größerer Wert zugerechnet werden, wenn unsere Rechnung die des Praktikers widerspiegeln soll. Und deshalb könnten wir auf dem dargelegten Wege auch das Produkt Menge mal Grenznutzen nicht finden, weil dieses Vorgehen uns eben gar nicht die korrekte Größe dieses Grenznutzens liefert — sondern, wie gesagt, eine Art Durchschnittsgröße der Einheitswerte.

So vermag uns diese Lösung denn in keinem Sinne unmittelbar an das Verteilungsproblem heranzuführen. Selbst nicht an das Verteilungsproblem der kommunistischen Wirtschaft, da sie uns eben den Grenznutzen nicht gibt. Aber außerdem ist es sehr wichtig, namentlich der modernen amerikanischen Theorie gegenüber zu betonen, daß der Parallelismus zwischen kommunistischer und nichtkommunistischer Wirtschaft weniger weit reicht, als man glauben könnte, und daß der

Verteilungsprozeß in beiden in erheblich verschiedener Weise abläuft. Doch gehen wir weiter und fragen wir uns, was nun aus dem „Aufteilungsgedanken“ wird. Nun, eine solche Aufteilung des Wertes der Produkte auf ihre Produktivgüter in dem Sinne, daß die Summe der Werte der letzteren gleich sei dem Werte der ersteren, ist nicht möglich, und zwar deshalb, weil, wie wir es nun ausdrücken können, sich die Skala des Nutzens auch in seine „Rechenform“, den Wert, eindrängt. Mengers Lösung bringt ferner richtig zum Ausdrucke, daß der Überschuß an Wert und Nutzen, den die beste Produktionskombination gegenüber der nächstbesten Verwendung derselben Mengen derselben Produktivgüter abwirft, von jedem dieser Produktivgüter abhängig ist und daher jedem einzelnen zugerechnet werden muß immer dann, wenn man es zum Zwecke irgend welcher wirtschaftlichen Überlegung an sich betrachtet. Betrachtet man freilich alle zusammen, so darf jener Überschuß nur einmal angeschlagen werden. Darin liegt gar nichts Paradoxes, wenn man nur die Vorstellung aufgibt, daß die Wertgrößen etwas den Gütern unter allen Umständen eigenes und bei verschiedenen Aspekten gleich sein müssen, und wenn man sich nur immer darüber klar ist, was die Wertrechnung in jedem Falle besagt. Mengers Resultat ist also nicht falsch und das merkwürdige Ergebnis, daß die Produktivgüter zusammen mehr wert seien, als ihr Produkt, nur scheinbar ein Fehler: Man darf ihre Werte nicht so ohne weiteres addieren — ebenso wie man unseres Erachtens die Einheitswerte eines Gütervorrates, so wie sie sich stellen, wenn er unversehrt vorhanden ist, nicht ohne weiteres addieren kann. Oder korrekter: Das Resultat der Addition entspricht in diesen wie in vielen Fällen keineswegs dem Effekte, den die Vereinigung der Summanden in praxi erzeugt. Und daraus folgt durch Umkehrung, daß die diesen Effekt ausdrückende Maßzahl, aufgeteilt in diese Summanden, diesen keineswegs jene Größen zuweist, welche jene Werte, einzeln betrachtet, in praxi haben. Demnach scheint es uns also, daß der Aufteilungsgedanke aufgegeben werden muß. Daraus folgt, daß wir uns das Grundprinzip der diskutierten Lösung des Zurechnungsproblemes nicht zu eigen machen können, daß wir nach einer andern Fragestellung suchen müssen. Daraus folgt aber noch weiter, daß wir auch den blendenden Parallelismus zwischen Aufteilung des Produktwertes unter die Produktionsfaktoren und Aufteilung des Produktionsertrages unter deren Besitzer fallen lassen müssen. Der Produktionsertrag wird tatsächlich auch geteilt, auch seine „Wert-

größe“ gemessen in Geld oder sonst einem Maße, der Wert der Produkte aber läßt sich nicht ebenso auf die Werte der Produktivgüter verteilen. Diese Entsagung fällt uns nun weniger schwer, da wir sahen, daß eine solche Aufteilung des Produktwertes ohnehin nicht leisten würde, was sie soll, daß sie ohnehin das Verteilungsproblem nicht unmittelbar lösen würde. Wir haben ja, abgesehen von allem andern, in einer Theorie der Verkehrswirtschaft keine anderen Daten als individuelle Nutzen und Werte und individuelle Vorräte an Produktivgütern, und wie diese Elemente zusammenwirken, um das endliche Resultat des volkswirtschafllichen Prozesses der Einkommensbildung heraufzuführen, kann uns keine Wertrechnung — die wiederum nur individuell sein könnte — unmittelbar lehren.

Wie endlich stellt sich nun die Unterscheidung zwischen Beitrag und Mitwirkung dar? Auf Grund unserer bisherigen Ausführungen können wir diese Frage sehr kurz und einfach beantworten. Die entscheidende Rolle in der Wirtschaft fällt der Größe zu, welche der „Mitwirkung“ entspricht, welche von der Mitwirkung eines Gutes abhängig ist. Sie mißt die diesem Gute zugewendete Tätigkeit und Fürsorge. Ebenso gibt sie das Maximum des Anteiles jedes Produktionsfaktors an. Kombinieren sich nämlich seine Besitzer, so daß sie Monopolpolitik treiben können, so werden sie wirklich ungefähr so viel von dem Produktionsertrage sich sichern können, als dieser Größe entspricht, also den ganzen Überschuß der besten Produktionsvereinigung der mitwirkenden Güter. Kombinieren sich alle die zusammenwirkenden Produzenten zu Gruppen für jedes Produktivgut, so können sie freilich nur einen Teil dieses Überschusses erhalten, müssen sie sich in denselben irgendwie teilen. Aber ihre Anteile werden nicht etwa dem produktiven Beitrage ihrer Produktivgüter entsprechen. Vielmehr werden sie, wie die Preistheorie nachweist, vom Standpunkte der Theorie unbestimmt sein und nicht von den Tatsachen der Werterscheinung — diese geben hier nur Grenzen der Anteile an — sondern von Energie, Macht usw. der Besitzer abhängen. Das, was diese Anteile in der Verkehrswirtschaft bestimmt macht, sind nicht die ja in allen Fällen für alle Individuen bestimmten Werte, sondern einfach die Wirkungen eines ganz andern Momentes, der freien Konkurrenz. Der produktive Beitrag aber tritt in allen diesen Dingen ganz zurück und nur die Analogie mit dem Produkte Preis mal Menge lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ihn.

Das ist denn im Wesen, was wir zu dieser Lösung des Zurechnungsproblemes zu sagen haben. Andere Bemerkungen werden sich noch im folgenden ergeben, wobei wir auch ihre Verdienste erkennen werden. Hier jedoch ergibt sich, daß zwei fundamentale Momente derselben zu Einwendungen werden: Die Verwendung des diskutierten Wertbegriffes und das, was wir den Aufteilungsgedanken nannten. Diese beiden Momente scheinen uns erstens an sich nicht haltbar und zweitens ungeeignet zu sein, das zu leisten, was sie sollen. Aber wird das Zurechnungsproblem selbst dadurch für uns bedeutungslos? Natürlich nicht. Trotzdem müssen wir die Werte der Produktivgüter kennen. Trotz allem müssen wir sie aus denen der Genußgüter ableiten. Trotz allem endlich sind die so gewonnenen Werte derselben die Grundlage für die Verteilungstheorie. Nur ergibt sich dieselbe nach dem Gesagten nicht unmittelbar aus ihnen, sondern nur durch das Medium der Preistheorie, um welche wir nicht herumkommen können. Und das macht einerseits eine etwas andere Auffassung vom Verteilungsprozesse der Verkehrswirtschaft und anderseits eine etwas andere Fragestellung beim Zurechnungsprobleme selbst nötig.

Fragen wir uns nun, was an dem Systeme v. Wiesers außer diesen Punkten und der konkreten Lösung des Zurechnungsproblemes durch unsere Resultate sonst noch alteriert wird, so lautet die Antwort: Erstaunlich wenig. Und wir werden das verstehen, wenn wir uns dessen erinnern, was wir über die verhältnismäßig geringe Bedeutung der konkreten Lösung dieses Problemes sagten. Nicht einer der wesentlichen Züge des Systemes leidet ernstlich. Nicht eines seiner wesentlichen Ergebnisse wird dadurch berührt. Noch immer ist der Wert das herrschende Prinzip der Ökonomie, noch immer gelten jene Ausführungen v. Wiesers darüber, welche wir als seine Philosophie des Wertes bezeichneten, wenngleich wir einen andern Gesamtbegriff aufstellen werden. Noch immer ist die Instruierung des Zurechnungsproblemes, die wir bei ihm finden, im Wesen fundamental. Noch immer endlich ergibt seine Diskussion der Tatsache, daß die Produktivgüter Wert haben und der Frage, woher sie ihn haben, die Grundlage der Verteilungstheorie, das Prinzip des Verständnisses der Verteilungsvorgänge. Darin aber liegt die Bedeutung des Buches, und sie wird also von den Änderungen, die wir für nötig halten, nicht berührt. Daß die Kosten Werterscheinungen sind, wie sie im einzelnen Falle berechnet werden müssen, daß der Produktivwert Ertragswert ist, und daß jeder

Wert und jeder Preis das Resultat jahrhundertelanger Erfahrung darstellt — ein Satz, der eine so tiefe Erkenntnis verkörpert — alles das und vieles andere, kurz, der Kern der Sache bleibt so, wie er ist, trotz der Tatsache, daß einzelne Elemente unserer Kritik bis auf die Grundlagen des Systemes zurückgehen. Es zeigt sich eben — und auch das ist ein Resultat unserer Analyse — daß das ganze Gebäude auf zu sicherem Grunde ruht, um durch einzelne unsichere Stellen desselben ernstlich gefährdet zu werden.

VI. Wir wollen nun aus dem Rahmen unserer eigentlichen Aufgabe etwas heraustreten, um im Anschlusse an das bisher Gesagte einiges über den Wertbegriff und jene Fragestellung des Zurechnungsproblemes zu sagen, welche wir für die korrekte halten. Das nun folgende wird unsere Diskussion vervollständigen und aufhellen und außerdem einige Ergebnisse formulieren, welche mir hier sehr nahe zu liegen und nicht ohne Interesse zu sein scheinen.

Wir haben gesehen, daß, wie wir es ausdrückten, sich in alle wirtschaftlichen Überlegungen und in alle Beschreibungen von solchen, wie wir sie vornehmen, die Nutzenskala eindrängt, daß also das Moment des Grenznutzens nicht ausreicht, um alles das auszudrücken, was wir ausdrücken wollen, und daß für den Rest eben die Nutzenskala und der Gesamtnutzen, nicht aber der Gesamtwertbegriff in dem Sinne von Grenznutzen mal Menge wichtig ist. Wir haben ferner gesehen, daß der Sprachgebrauch, der freie Güter als wertlos bezeichnet, nur einen sehr ungenauen Ausdruck der Wirklichkeit darstellt. Was wertlos ist in diesem Falle, ist nur eine Teilmenge, die klein im Verhältnisse zu dem uns zur Verfügung stehenden Vorrate ist. Der ganze Vorrat aber würde, wenn immer es nottut, sehr wohl Beachtung finden, und zwar im Verhältnisse zu seinem Gesamtnutzen, der also ebenfalls einer „Rechenform“ bedarf. Überhaupt aber ist der Gegensatz zwischen Nutzen und Wert, den der Sprachgebrauch aufweist, nicht so wesentlich, als man glauben könnte. Daß Güter oft geringen Wert haben, die sehr nützlich sind, heißt wiederum nichts anderes, als daß der Grenznutzen derselben gering ist trotz der Größe ihres Gesamtnutzens und daß diese Güter daher keinen hohen Preis erzielen. Zu sagen, daß auch ihr Gesamtwert gering sei, ist nur dann richtig, wenn man darunter „Verkaufswert“ versteht. Tut man das nicht, so würde diese Aussage sogar mit jenem Sprachgebrauche kollidieren. Und soweit man sagen kann, daß z. B. freie Güter wertlos seien, so weit kann man

auch sagen, daß sie nicht nützlich seien: Bestimmte — und verhältnismäßig kleine — Quantitäten von ihnen an sich sind uns nicht besonders nützlich und kaum wird sie der praktische Wirt so nennen. Freilich wissen wir, daß der wissenschaftliche Begriff des Nutzens etwas vom Werte Verschiedenes bedeutet, nämlich die Fähigkeit der Güter, Bedürfnisse zu befriedigen. Allein diese Fähigkeit ist, wie wir sahen, ja auch Quelle und Maß jener Größe, welche für das wirtschaftliche Handeln, wo ein solches nötig ist, neben dem Grenznutzen maßgebend ist.

Betrachtungen dieser Art nun haben mich dazu geführt, die Unterscheidung zwischen Wert und Nutzen für die Zwecke der ökonomischen Theorie fallen zu lassen[1]). Nutzenskala, Grenznutzen und Gesamtnutzen bestimmter Mengen, das sind die einzigen Größen, mit denen der praktische Wirt rechnet und mit denen daher auch wir rechnen wollen. Und weil er Wert und Nutzen im Wesen synonym gebraucht, so wollen auch wir es tun. Nur der Anschein ist ein gegenteiliger. Er wird hervorgerufen einerseits dadurch, daß der praktische Ökonom eigentlich immer nur vom Nutzen bestimmter Mengen von Gütern spricht und die feineren Instrumente Nutzenskala und Grenznutzen nicht bewußterweise kennt. Und anderseits dadurch, daß der theoretische Ökonom oft einen viel strengeren Parallelismus zwischen Wert- und Preiserscheinungen finden will, als die Wirklichkeit gestattet. Um ein Beispiel anzuführen, das bei der Erörterung des Gegensatzes zwischen Wert und Nutzen eine Rolle zu spielen pflegt: Nimmt der Gütervorrat eines Individuums ab, so kann es sicherlich weniger Bedürfnisse befriedigen, als vorher, und der Nutzen des Gütervorrates für dasselbe sinkt daher. Aber der Wert steigt! Das ist eben nicht wahr. Was steigt, ist nur der Grenznutzen des Gütervorrates. Keineswegs aber der Gesamtwert; wenn derselbe ein Index für das wirtschaftliche Verhalten des Individuums sein soll — dann muß er gerade so sinken, wie der Gesamtnutzen. Wenn der Vorrat freilich aus Gütern besteht, von denen das Leben des Individuums abhängt, so wird dasselbe sich an den geringeren ebenso und vielleicht noch mehr anklammern als an den größeren. Aber nehmen wir an, er bestünde aus anderen Gütern. Dann wird das Individuum nun den geringeren Vorrat als ganzen geringer werten als früher den größeren. Das

[1]) Vgl. mein früher zitiertes Buch.

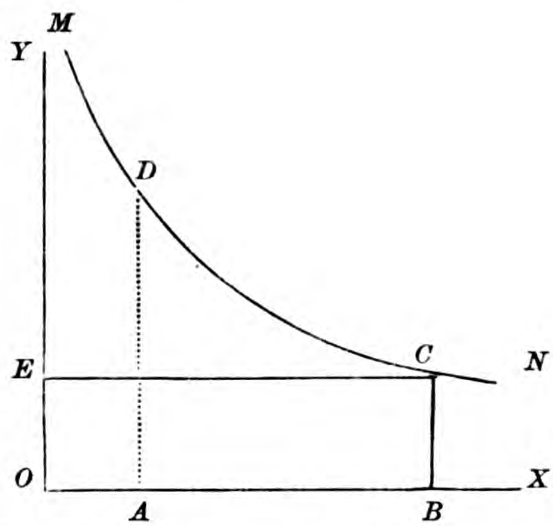
liegt auf der Hand. Nur die **einzelnen Stücke** natürlich, aus denen er besteht, wird es nun höher werten — mehr auf sie achten, sie weniger leicht weggeben —, aber immer so, daß die Summe ihrer Werte kleiner ist als früher: Den kleineren Vorrat als ganzen wird es leichter weggeben als früher den größeren — kurz, Wert und Nutzen werden auch hier und überhaupt immer Hand in Hand gehen und jenen Gegensatz wird man immer durch den Gegensatz zwischen Gesamt- und Grenznutzen aufklären können. Aber kann es nicht vorkommen, daß auf dem Markte eine kleinere Menge einen größeren Erlös gibt, als eine größere? Gewiß, das ist eine allbekannte Erscheinung und oft kommt es vor, daß die Produzenten selbst einen Teil ihres Produktes — z. B. einer Kaffeeernte — vernichten, um dieses Resultat zu erreichen. Aber das erklärt uns eben die Preistheorie: Die Grenznutzen bestimmen ja die Preise und die Grenznutzen werden größer, wenn die Menge kleiner wird. Und so ist denn alles klar und kaum bleibt, soviel ich sehen kann, ein Zweifel zurück.

Und deshalb glaube ich, Wert und Nutzen als synonym betrachten zu sollen. Weit entfernt, darin eine Einwendung gegen die Darstellungen der Schöpfer der Werttheorie zu sehen, glaube ich sogar, daß dadurch ihr Werk vollendet und ihr Grundgedanke zu Ende gedacht wird. Es wird dadurch eine wesentliche Vereinfachung und Klärung der Werttheorie erreicht. Bisher war die Antinomie zwischen Wert und Nutzen ein störendes Moment. Der wirtschaftliche Wert war und war nicht Nutzen. Er kam aus ihm und war doch etwas anderes, das erst mehr oder weniger künstlich aus ihm herausgelöst werden mußte. Das ist nun nicht mehr nötig und das scheint mir ein Gewinn zu sein.

Noch einen Schritt weiter habe ich an anderer Stelle zu gehen versucht. Die Nutzenskala ist unser Ausgangspunkt und gibt uns zusammen mit der Menge eines Gutes, die jemand besitzt, seinen Grenznutzen. Diese Nutzenskala stellt Bedürfnisintensitäten dar. Das Problem der Messung dieser Intensitäten, der Vergleichbarkeit der Wertgefühle verschiedener Leute entrollt sich und manche andere. Wir verlassen an dieser Stelle unser Gebiet, um Psychologie zu treiben. Allein die Nutzenskala kann — und muß für unsere Zwecke — doch nur aus den sichtbaren Handlungen und geäußerten Schätzungen der Wirtschaftssubjekte abgeleitet werden. Und das kann man tun, ohne irgend eines jener Probleme zu berühren, indem man beobachtet, wie sich

die Nachfrage eines Individuums gestaltet, wenn ihm sukzessive immer weitere Teilmengen eines Gutes dargeboten werden. Fragt man das Individuum, wieviel es von einem andern, beliebigen Gute zu geben bereit ist für jede dieser Teilmengen lieber, als auf sie zu verzichten, so bekommen wir ohne weiteres unsere Nutzenskala, bezogen auf ein beliebiges „Preisgut", das dann als Wertmaß dient. Die Nutzenskala ist also für die Zwecke der Ökonomie nichts anderes als eine Nachfrageskala und es eröffnet sich ein Weg, in einwandfreier und einfacher Weise um alle psychologischen Probleme herumzusteuern. Die Gestalt dieser Skala ist, wie wir endlich noch bemerken wollen, dann entweder experimentell festgestellt oder auf Grund der täglichen Erfahrung angenommen und hört auf ein „Gesetz" zu sein — nämlich das Gossen'sche —, wird vielmehr zu einem methodologischen Hilfsmittel unserer Theorie. Ich kann das hier nicht weiter ausführen. Auch das jedoch ist nichts anderes als eine Fortbildung der Grenznutzentheorie, nichts anderes als die Herausarbeitung ihres eigentlichen Kernes.

Noch wollen wir unsere Auffassung ganz klarstellen durch die folgende Figur:



Tragen wir auf der Achse OX die Menge eines Gutes, die jemand besitzt, auf, und auf der Achse OY die Bedürfnisintensitäten, die jedes Teilchen derselben befriedigt, wenn diese Teilchen in der Ordnung konsumiert werden, in der sie auf OX angeordnet werden. Dann ergibt sich eine zur X-Achse negative Kurve MN, welche

v. Wiesers Nutzenskala darstellt und die wir unterschiedslos Nutzen- oder Wertkurve nennen. Ihren algebraischen Ausdruck nennen wir Wertfunktion. *OB* versinnlicht die Menge, die das betrachtete Individuum von dem betrachteten Gute betrifft. *CB* gibt uns die Intensität der letztbefriedigten Bedürfnisregung, und *CB*, multipliziert mit einem kleinen Teile der Menge, stellt den Grenznutzen des Gutes für das Individuum dar. *OBCE* wäre der Wieser'sche Gesamtwert der Menge. Bei der Konstruktion unseres Gesamtwertbegriffes ist zu beachten, daß bei Gütern, von deren Besitze das Leben des Individuums oder ein eben so großes anderes Interesse abhängt, die diesem Begriff entsprechende Maßzahl unendlich groß wäre. Soll das nicht geschehen, so muß jene Teilmenge, von der das Leben des Individuums abhängt, aus der Betrachtung ausgeschlossen werden, was auch ganz gut mit den Fakten übereinstimmt: Denn eine solche Menge wäre für das Individuum so zu sagen extra commercio und keine wirtschaftliche Handlung in bezug auf dieselbe kann in Betracht kommen, außer solchen, die ihre Erhaltung und Sicherung zum Ziele haben. Unter dieser Reserve ist der Gesamtwert gegeben durch die von der *X*-Achse, der Wertkurve und *BC* eingeschlossene Fläche, also *ABCD*. Dieselbe ist gleich dem Integrale der Wertfunktion, genommen zwischen *A* und *B*. Wenn von „Wert“ die Rede ist, muß man sich immer klarmachen, ob Grenznutzen, Wertkurve oder Gesamtnutzen gemeint ist, und wenn man das tut, wird man alle Schwierigkeiten leicht lösen können, zugleich auch sehen, daß diese drei Begriffe alles sind, was wir brauchen. Wir sehen unter anderem auch, daß auch freie Güter eine Wertfunktion haben und ebenfalls einen — oft sehr großen — Gesamtwert. Und das stimmt meines Erachtens ganz mit der praktischen Erfahrung. Auch einen Grenznutzen haben sie, nur ist derselbe Null, woraus sich erklärt, daß sie bei der Verteilung des Produktionsertrages leer ausgehen. Auch negativ kann derselbe unter Umständen werden, was nach v. Wiesers Gesamtwertbegriffe heißen würde, daß solche Güter in ihrer ganzen Menge schädlich seien. Allein, wer würde bei einer Überschwemmung z. B. alles Wassers bis auf den letzten Tropfen ledig werden wollen? Nach unserem Gesamtwertbegriffe kann sich trotz negativen Grenznutzens ein bedeutender Gesamtwert ergeben. Doch können wir auf diese Dinge nicht näher eingehen.

Diese Diskussion hat nun auch einen unmittelbaren Zweck für unser Zurechnungsproblem. Sie führt nämlich sofort zu der meines Er-

achtens richtigen Fragestellung für dasselbe. Wir wollen die Werte der Produktivgüter haben, weil wir sie für alles Weitere in unserer Theorie brauchen; wir wollen sie ferner aus den Werten der Genußgüter ableiten. Aber was heißt „Werte“? Heißt das Gesamtnutzen, Grenznutzen oder Wertkurve? Nun, Gesamtnutzen wie Grenznutzen ergeben sich aus zwei Momenten: aus der besessenen Menge des betreffenden Gutes und aus der Wertkurve des betreffenden Wirtschaftssubjektes. Für Gesamt- und Grenznutzen brauchen wir also diese beiden Daten. Die Menge ist gegeben und so fehlt uns nur noch die Wertkurve, die nur für ein Genußgut und nicht auch für ein Produktivgut unmittelbar gegeben ist. Das also ist das wahre Problem der Zurechnung: Ableitung der Wertkurven oder Nützlichkeitskalen der Produktivgüter aus denen der Genußgüter. Ich habe dieses Problem an anderer Stelle zu lösen versucht. Hier handelte es sich nur darum, zu den Zwecken unserer kritischen Analyse den Kern der Sache klarzustellen. Wir sehen auch, daß die Lösung des Zurechnungsproblemes nun eine etwas andere Bedeutung gewinnt. Nicht unmittelbar löst sie auch das Verteilungsproblem: Sie verschafft uns nur ein notwendiges Datum, um die moderne Preistheorie auch auf Produktivgüter auszudehnen und auf diesem Wege dann in das Verständnis der Verteilungsvorgänge einzudringen. Und da das Resultat der Preistheorie ein Grenznutzenverhältnis ist, so ergibt sich, daß eine Wertaufteilung im Wieser'schen Sinne keineswegs eine notwendige Voraussetzung für ein Weitergehen ist. Doch genug. Was wir hier sagten und auch die vorhergehenden Erörterungen werden uns nun sehr die Analyse der Lösung v. Boehm-Bawerks erleichtern.

VII. v. Boehm-Bawerk geht in dem zitierten Abschnitte von der Komplementarität der Güter aus. Produktivgüter sind für ihn ein Spezialfall komplementärer, zu einem bestimmten Nutzeffekte zusammenwirkender Güter. Auch bei v. Wieser müßte das so sein; sicherlich würde seine Lösung des Zurechnungsproblemes auch für komplementäre Genußgüter gelten. Und doch macht sich bei ihm ein leichtes Widerstreben gegen dieses Moment fühlbar, wohl deshalb, weil es zwar nicht in notwendigem, aber naheliegendem Zusammenhange mit anderen Gedanken steht, welche er ablehnt. Doch das nur nebenbei. Manche Grundgedanken für die Lösung v. Boehm-Bawerks liegen jedoch ebenfalls in seinen Ausführungen über den Wert, und wir müssen daher auch bei ihm über das Kapitel, das ihr unmittelbar gewidmet ist,

zurückgreifen. Doch wollen wir vorerst seine Problemlösung wiedergeben.

„Der Gesamtwert der vollständigen Gruppe von zusammenwirkenden Gütern", sagt unser Autor p. 180 o. c., „richtet sich in der Regel nach der Größe des Grenznutzens, den sie in ihrer Vereinigung zu stiften im Stande ist. Bilden z. B. drei Güter, A, B und C, eine komplementäre Gruppe und erreicht der kleinste wirtschaftlich noch gestattete Nutzen, den man sich durch die kombinierte Verwendung jener drei Güter zu verschaffen vermag, eine Größe von 100, so werden auch die drei Güter A, B und C zusammengenommen 100 wert sein."

„Eine Ausnahme von dieser Regel", führt er fort, „findet nur in jenen Fällen statt, in welchen — nach allgemeinen, uns schon bekannten Grundsätzen — der Wert eines Gutes überhaupt nicht nach dem unmittelbaren Grenznutzen der eigenen Art, sondern nach dem Grenznutzen im Substitutionswege herangezogener fremder Güterarten zu bemessen ist. Das wird in unserem speziellen Fall dann eintreten, wenn jedes einzelne Glied der komplementären Gruppe durch Kauf oder Produktion oder auch durch Abziehung eines Ersatzexemplares aus einer andern isolierten Verwendung ersetzlich ist und wenn zugleich der hierbei eintretende Ausfall an „Substitutionsnutzen" für alle Glieder zusammengenommen kleiner ist als der Grenznutzen, den sie in ihrer kombinierten Verwendung stiften. Beträgt z. B. der letztere 100, dagegen der „Substitutionswert" der drei Glieder der Gruppe einzeln nur 20, 30 und 40, zusammen also nur 90, so hängt von allen dreien zusammengenommen eben nicht die Erreichung des kombinierten Nutzens von 100 — der durch Heranziehung von Ersatzexemplaren in jedem Falle gesichert ist —, sondern nur die des kleineren Nutzens von 90 ab, der im Falle der Substitution um seine Deckung käme. Da indeß in solchen Fällen ein Einfluß der Komplementarität auf die Wertbildung eigentlich nicht statt hat und die letztere lediglich nach den gewöhnlichen, uns schon bekannten Regeln verläuft, so ist eine besondere Betrachtung hierüber nicht mehr nötig, und ich will eine solche im folgenden bloß dem regelmäßigen Hauptfalle zuwenden, in dem der in gemeinsamer Verwendung zu erzielende Grenznutzen zugleich der wahre wertgebende Grenznutzen ist." Der letztere bestimmt also „den einheitlichen Gesamtwert der ganzen Gruppe".

Das ist die Grundlage. Wie sich dieser Wert auf die Glieder der Gruppe verteilt, hängt nun von zwei Momenten ab, die wir zu Kombinieren haben: Der „anderweitigen Verwendbarkeit“ und der „Substituierbarkeit“ derselben. Daraus ergeben sich vier verschiedene Fälle: der der anderweitigen Unverwendbarkeit und Unersetzlichkeit der Glieder, der anderweitiger Verwendbarkeit und Unersetzlichkeit, der anderweitiger Verwendbarkeit und Ersetzlichkeit und endlich der anderweitiger Unverwendbarkeit und Ersetzlichkeit, welchen letzteren v. Boehm-Bawerk wegen seines geringen prinzipiellen Interesses nicht besonders behandelt.

Erstens also: Ist keines der Güter anderweitig verwendbar noch auch ersetzlich, so muß jedes derselben, wenn es in einer wirtschaftlichen Erwägung erscheint, mit dem ganzen Werte der Gruppe angeschlagen werden, da der ganze Wert von jedem abhängig ist. Allerdings hat auch die ganze Gruppe keinen höheren Wert, aber wir werden einsehen, daß darin kein Widerspruch liegt. Gegebenenfalls muß auf jedes der Glieder die wirtschaftliche Tätigkeit und Sorge verwendet werden, die dem Werte der Gruppe entspricht und Nutzen und Wert eines jeden für sich ist, wenn die anderen gegeben sind, durch diesen ganzen Wert gemessen, durch die Größe seines Verlustes.

Zweitens: Das gleiche Prinzip ergibt sich, wenn die Glieder anderweitig verwendbar sind, in anderen Verwendungen auch einen, wenn auch ex hypothesi geringeren Nutzen stiften. Der Wert des Produktes hängt von jedem ab und muß ebenfalls jedem zugerechnet werden. Allein dieser Wert wird die jedem Gliede zuzuwendende Fürsorge und die Größe seines Verlustes nicht ausdrücken, weil ja dieser Verlust durch die anderweitigen Verwendungen der übrigbleibenden Güter teilweise gutgemacht wird. Er ist also nur ein halbes Unglück oder besser, nur zur Hälfte ein Unglück: Zum andern wird er ja zum Mittel, diese anderweitigen Nutzen auszulösen, und sie müssen daher von dem verlorenen Nutzen abgezogen werden. Nur das schließliche Verlustsaldo ist daher der Index für wirtschaftliches Handeln inbezug auf jedes Glied unserer Gruppe, und dieses Saldo setzt sich aus zwei Posten zusammen: Erstens dem anderweitigen Nutzen des verlorenen Gliedes und zweitens dem Nutzenüberschusse, um den die Kombination unserer Gruppe die zweitbesten derselben Glieder überragt.

Drittens: Der praktisch weitaus wichtigste Fall aber ist der,

„daß einzelne Glieder der Gruppe nicht bloß zu anderen Zwecken verwendbar, sondern zugleich auch durch andere Exemplare ihrer Art ersetzlich sind“. Diese ersetzlichen Glieder können nun nach v. Boehm-Bawerk „nie einen höheren Wert als ihren Substitutionswert erlangen, d. i. denjenigen, der abgenommen wird vom Ausfall an Nutzen in denjenigen Verwendungszweigen, aus denen man die Ersatzexemplare beschafft“. Die Begründung ist ersichtlich die, daß ja nur auf diese Nutzgröße im Falle des Verlustes jener ersetzlichen Glieder verzichtet werden muß. Das ist die Wirkung des Momentes der Ersetzlichkeit, während das der anderweitigen Verwendbarkeit hier, wie leicht ersichtlich, ebenso wirkt wie in dem zweiten Falle. Durch das Zusammenwirken beider wird also, besonders wenn die Zahl der anderweitigen Verwendungen groß ist, der Wert und Preis solcher ersetzlicher Güter sehr fest bestimmt, in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Wert — und Preis — derselben wird also „unabhängig von ihrer konkreten complementären Verwendung auf eine bestimmte Höhe fixiert, mit der sie dann auch bei der Aufteilung des Gesamtwertes der Gruppe an die einzelnen Glieder partizipieren. Die Aufteilung geht nunmehr in der Art vor sich, „daß aus dem durch den Grenznutzen der gemeinsamen Verwendung bestimmten Gesamtwerte der ganzen Gruppe zunächst den ersetzlichen Gliedern ihr fixer Wert vorweg zugeteilt und der — je nach der Größe des Grenznutzens variable — Rest den nicht vertretbaren Gliedern als ihr Einzelwert zugerechnet wird“. Denn nur von ihnen ist dieser Rest abhängig, nur durch ihren Verlust ist er bedroht.

Da dieser Fall nicht nur der überhaupt praktisch wichtigste, sondern speziell für die Wertberechnung der Produktivgüter entscheidend sei, so ergebe sich für diese, daß zunächst die Werte der ersetzlichen Kostenelemente — Lohnarbeit, Rohstoffe usw. — von dem Gesamtwerte des Produktes nach ihrem Substitutionswerte abgezogen werde und der Rest, der Reinertrag, den nicht ersetzbaren zugerechnet werde: Der Bauer rechne diesen Rest seinem Boden zu, der Bergwerksbesitzer dem Bergwerke, der Fabrikant seiner Fabrik usw. „Steigt das gemeinsame Erträgnis, so fällt es niemandem ein, das Mehrerträgnis den ersetzlichen Gliedern anzurechnen, sondern es hat eben ‚das Grundstück‘ oder ‚das Bergwerk‘ ‚mehr getragen‘; ebenso fällt es aber auch bei einer Verminderung des gemeinsamen

Erträgnisses niemandem ein, die ‚Kosten' mit einem reduzierten Betrag in Rechnung zu stellen, sondern der Ausfall wird wieder ausschließlich als ein Mindererträgnis des Grundstückes, des Bergwerkes u. dgl. aufgefaßt."

In dieser Weise denn verteilt sich nach v. Boehm-Bawerk der Wert einer Gruppe von Produktivgütern unter ihre Glieder und der Wert dieser Gruppe selbst „richtet sich nach dem Grenznutzen und Werte desjenigen Produktes, welches unter allen, zu deren Erzeugung die Produktivmitteleinheit wirtschaftlicherweise hätte verwendet werden dürfen, den geringsten Grenznutzen besitzt". (p. 197). Das also ist im Wesen v. Boehm-Bawerk's Lösung des Zurechnungsproblemes. Wir wenden uns nun wiederum ihrer Analyse zu, der sodann, ebenfalls wie früher, eine kritische Würdigung folgen soll.

VIII. Vor allem sehen wir, daß die Zurechnungstheorie bei v. Boehm-Bawerk eine etwas andere Rolle spielt als bei v. Wieser, daß die Lösung des Zurechnungsproblemes und ihr Apparat auf etwas andere Zwecke „eingestellt" ist. Auch hier sollen die Werte der Produktivgüter gefunden werden, aber nur für die Zwecke der Preistheorie, die dann zur Verteilungstheorie führen soll, jedoch nicht, um die letztere direkt darzubieten. Die Preisbestimmung steht im Vordergrunde des Gedankenganges, ihr strebt derselbe zu, und die Rücksicht auf sie macht sich bei jedem Schritte bemerkbar. Was kann der Besitzer eines Produktivgutes auf dem Makte dafür erlangen? Und um wieviel wird er sich von einer bestimmten Menge desselben trennen? Wenn er das tut, wie verändert sich dadurch seine wirtschaftliche Lage? Das sind die Fragen, die vor allem berücksichtigt werden sollen. v. Wieser stellt sich zum Teil andere und wenngleich beide Autoren im großen und ganzen dasselbe wollen, so begründet doch diese Verschiedenheit in ihrer Stellung zu unserem Probleme eine nicht unerhebliche Verschiedenheit im Verfahren und in den Resultaten, ohne daß man immer und notwendig zwischen beiden wählen müßte — sie können oft beide richtig sein, auch wenn sie nicht harmonieren. Und nicht in der logischen Richtigkeit der einzelnen Behauptungen beider Autoren, sondern in der Bedeutung ihrer Gedankengänge in ihrer Gänze und in dem Werte der Resultate liegt das für eine Würdigung entscheidende Moment.

Zu seinem Zwecke nun wünscht v. Boehm-Bawerk nicht den Gesamtwert der Produktivgüter und auch nicht deren Wertkurven

zu finden, sondern die für die Preisbildung entscheidenden Grenznutzen. Und diese wünscht er aus den Grenznutzen der Genußgüter zu finden. Es ist vielleicht gut für das richtige Verständnis seiner Ausführungen, hervorzuheben, daß er unter „Gesamtwert“ hier nicht dasselbe versteht wie v. Wieser oder dasselbe wie wir, sondern nichts anderes als den Grenznutzen einer Gruppe von Gütern als solcher, einen Gesamtgrenznutzen ihrer Glieder. Wir werden diesen letzteren Ausdruck vorziehen. Aus dieser Absicht unseres Autors ergibt sich eine Konsequenz, die viel merkwürdiger ist, als es bei flüchtiger Lektüre scheinen könnte. Er spricht in diesem ganzen Gedankengange immer nur von einzelnen Einheiten von Gütern. Seine Produktionskombinationen erzeugen immer nur ein Stück, eine Menge von einem Produkte, welche so klein ist, daß man sie mit dem Grenznutzen anschlagen kann. Wo er von Gütermengen im allgemeinen spricht, müßte stets hinzugesetzt werden, daß dieselben verhältnismäßig sehr klein sein müssen. Denn sonst wäre es nicht möglich, nur Grenznutzen aus anderen Grenznutzen abzuleiten, sondern es würden Gesamtwerte — in v. Wieser's oder in unserem Sinne — abzuleiten und auch nur Gesamtwerte und nicht bloß Grenznutzen aufzuteilen sein. Der andere Ausweg aus dieser Schwierigkeit wäre eben, nach der Wertkurve zu fragen. Will man das nicht und will man auch keine Gesamtwerte zum Resultate erhalten, so muß man die ganze Betrachtung auf Grenzwerte beschränken[1]). v. Boehm-Bawerk tut denn das auch und zwar offenbar deshalb, weil es ja diese sind, die die Preise bestimmen. Überhaupt ist es bei Lektüre seiner Darlegungen immer sehr wichtig, sich darüber klar zu sein, welche der von uns unterschiedenen Momente gemeint sind, wenn von „Wert“ die Rede ist.

Stellen wir nun die Prinzipien, auf denen die vorgeführte Problemlösung beruht, die Hilfsmittel, mit denen sie erreicht wird, zusammen. Wir können dieselben in folgender Weise bezeichnen: Prinzip der Komplementarität, Aufteilungsgedanke, Verlustmoment und Substitutionsprinzip. Ich glaube, daß der Leser verstehen wird, was ich mit diesen Ausdrücken meine und ferner, daß auch die folgenden Bemerkungen klar sein werden — wir werden sofort auf alles das näher eingehen —: Diese Prinzipien stehen in diesem Verhältnisse zueinander: Das Prinzip der Komplementarität führt zum Aufteilungs-

[1]) Ganz strenggenommen fragt auch v. Boehm-Bawerk nach Gesamtwerten, nur eben nach Gesamtwerten sehr kleiner Gütermengen.

gedanken. Die Problemlösung selbst ist beherrscht vom Verlustgedanken. Und die Funktion des Substitutionsprinzipes ist, zu verhindern, daß der Verlustgedanke mit dem Aufteilungsgedanken kollidiert. Das ist das eine. Zum andern ist hervorzuheben, daß sich das Prinzip der Komplementarität und das Substitutionsprinzip gleich dem ersten Blicke als die organische Basis der Darstellung darbieten; das erstere gibt die Form der Fragestellung und das letztere ist in den dem zitierten vorhergehenden Abschnitten sorgfältig vorbereitet, so daß es sich an der entscheidenden Stelle gleichsam von selbst darbietet und der Leser in ihm gleichsam einen alten Bekannten wiederfindet; der Aufteilungs- und der Verlustgedanke sind sehr naheliegende, aber doch ad hoc herbeigezogene Momente, denn die Darstellung v. Wiesers lehrt uns, daß der Verlustgedanke in diesem Zusammenhange keineswegs bloß dasselbe Moment ist, wie jenes, dem wir in den Elementen der Wertlehre bei der Einführung des Grenznutzenbegriffes begegnen, während der Aufteilungsgedanke jedenfalls etwas Neues ist. Endlich sei bemerkt, daß für die Lösung v. Boehm-Bawerks namentlich das Substitutionsprinzip und dessen Verbindung mit dem Verlustgedanken charakteristisch ist, während wir dem letzteren selbst sowie dem Prinzipe der Komplementarität auch bei Menger, dem Aufteilungsgedanken auch bei v. Wieser begegnen. Substitutions- und Verlustgedanken — darin liegt der Gegensatz zwischen dieser Problemlösung gegenüber der v. Wiesers.

Betrachten wir uns nun diese Prinzipien etwas näher. Das Prinzip der Komplementarität gibt eine überaus treffende und anziehende Fragestellung für unser Problem und muß als außerordentlich glücklich betrachtet werden. Es bedeutet, daß vom Standpunkte unseres Problemes die Produktivmittel als Güter inbetracht kommen, die nur zusammen einen Nutzeffekt ergeben und damit ist das Problem „instruiert". Es handelt sich also darum, aus diesem gegebenen Nutzeffekte die Werte der einzelnen Produktivgüter, im Sinne v. Boehm-Bawerks also, aus diesem Grenznutzen ihre Grenznutzen zu finden, den ersteren unter die letzteren aufzuteilen. Und da sind wir schon beim „Aufteilungsgedanken". Nun ist es wichtig einzusehen, daß derselbe bei v. Boehm-Bawerk eine zwar ähnliche, aber nicht ganz die gleiche Rolle spielt wie bei v. Wieser. Der letztere führt ihn viel strenger durch. Nach ihm müssen sich komplementäre Güter unter allen Umständen in den Produktwert teilen. v. Boehm-Bawerk ist

weniger rigoros. Die Summe der Werte solcher Güter darf allerdings auch nach ihm nie größer sein, als der ihres gemeinsamen Produktes. Wohl aber kann unter Umständen ein einziges dieser Güter den ganzen Produktwert zugerechnet erhalten — wenn ihm die Rolle des „Schlußstückes“ einer Kombination[1]) zufällt —, und die anderen können leer ausgehen. Auch sonst kann es vorkommen — ja, das ist sogar die Regel —, daß der durch die beste Kombination erzielte Nutzenüberschuß nur einem der mitwirkenden Güter zugerechnet wird. Beides wäre bei v. Wieser unmöglich. Das sieht man leicht, wenn man sich überlegt, wie nach v. Wiesers Lösung jene drei Fälle, die wir vorführten, zu behandeln wären: Seien zwei Produktivgüter, die unersetzlich und anderweitig unverwendbar seien, nötig zur Erzeugung eines Genußgutes von gegebenem Nutzen — sei derselbe m —, so müßte sich nach v. Wieser die Gleichung ergeben: $x + y = m$, wobei sowohl x wie y, wenn die beiden Produktivgüter wirtschaftliche Güter sind, größer als Null, aber kleiner als m sein muß. Die Lösung ist unbestimmt. Nach v. Boehm-Bawerk gilt diese Gleichung nicht, sondern etwa die Bestimmung, daß x oder y gleich m ist, dann aber respektive y oder x gleich Null sein muß. Unter gegebenem Verhältnisse ist diese Lösung bestimmt. Auf die anderen beiden Fälle kommen wir gleich. Hier genügt es zu sagen, daß auch jener Überschuß der besten Kombination sich nach v. Wieser auf alle mitwirkenden wirtschaftlichen Güter verteilen muß. Man könnte also diesen Punkt der v. Boehm-Bawerkschen Lösung als einen Vermittlungsversuch zwischen v. Wieser und Menger auffassen: Der Aufteilungsgedanke wird verwendet, aber in etwas anderer Weise, welche es ermöglicht, Momente, Werterscheinungen, zu berücksichtigen, welche v. Wieser aus seiner Lösung ausschließt.

Diese Fassung des Aufteilungsgedankens ermöglicht es auch, von ihm aus in den Verlustgedanken einzulenken, ohne sich der hervorstechendsten Einwendung v. Wiesers — daß die Summe der Werte der Glieder der Kombination nicht größer sein kann als der Wert der letzteren — auszusetzen. So tut denn v. Boehm-Bawerk einen Schritt in der Bahn Mengers und evaluiert die Produktivgüter stets unter dem Gesichtspunkte des durch ihren Verlust angerichteten Schadens, wie klar aus seiner Darstellung hervorgeht. Dieser Schaden wird teil-

[1]) Deren Glieder unersetzbar sind und keine anderweitige Verwendung gestatten.

weise gutgemacht durch anderweitige Verwendbarkeit der übriggebliebenen Güter und durch Ersetzlichkeit des verlorenen. Daraus ergibt sich daß diese beiden Momente nur Konsequenzen des Verlustgedankens sind, nur durch die von ihm geöffnete Pforte in den Gedankengang eintreten, mithin in v. Wiesers Lösung nicht erscheinen können. v. Boehm-Bawerk kann also die Behauptung des letzteren nicht billigen, daß zwei Individuen ihren Gütervorrat „offenbar gleich werten müssen", wenn beide den gleichen besitzen und über die Frage einig sind, welche Kombination die beste sei, auch wenn das eine für den Fall eines Verlustes eine bessere Auskunft wüßte, als das andere. v. Wieser aber wird umgekehrt den Satz mißbilligen müssen, daß „der Umstand, daß die Verwendungen eines Gutes sich in mehrere gesonderte Zweige gliedern, auf den Ausfall unserer Wertschätzung eigentlich nicht den geringsten Einfluß übt". Denn nur für die Wertung eines Gutes mit einer Verwendung, u. zw. einer direkten Genußverwendung, erkennt er den Verlustgedanken als brauchbar an.

Jetzt können wir die beiden anderen Fälle der Zurechnung im Sinne v. Wiesers lösen. Das kann in einem Satze geschehen: Erstens, weil er den Wertüberschuß auf alle mitwirkenden wirtschaftlichen Güter verteilt und zweitens, weil die Momente der anderweitigen Verwendbarkeit und der Ersetzlichkeit nach ihm keinen Einfluß auf die Wertbildung der Produktivgüter haben können — aus diesen beiden Gründen muß seine Lösung von der v. Boehm-Bawerks differieren, abgesehen davon, daß auch der zweite Fall von seinem Standpunkte keine determinierte Lösung gestattet.

Wir sehen also, daß das Substitutionsprinzip, das ja auf dem Momente der Ersetzlichkeit beruht, sich bei v. Boehm-Bawerk nur als eine der logischen Konsequenzen des Verlustgedankens darstellt, so daß seine Problemlösung als außerordentlich einheitlich und als streng in sich geschlossen erscheint. Allein nicht nur deshalb, weil es eine selbständige Funktion innerhalb desselben hat — nämlich dort einen Raum für weitere Güterwerte zu schaffen, wo sonst der Verlustgedanke, mit dem Aufteilungsmomente auch in dieser Auffassung kollidieren würde[1]) — sondern auch deshalb haben wir es als ein besonderes

[1]) Der Verlustgedanke sans phrase führt zu dem von v. Wieser verworfenen Resultate. Ist der Wert der Kombination 10 und der anderweitiger Verwendungen der drei einzelnen Glieder je 3, so ergibt der Verlust eines derselben einen Ausfall gleich 4 Werteinheiten. v. Böhm-Bawerks Auffassung des Aufteilungsgedankens

Prinzip aufgestellt, weil es, wie wir sehen werden, nicht vollständig als eine bloße Folge des Verlustgedankens betrachtet werden kann. Und nicht deshalb allein verrwirft es v. Wieser, weil er den Verlustgedanken verwirft, sondern noch aus einem andern Grunde, der allerdings nicht ganz scharf hervortritt.

Um alles das zu verstehen und unsere Kritik vorzubereiten, müssen wir nun kurz auf die Werttheorie v. Boehm-Bawerks zurückgreifen, aus der sowohl Verlust- wie Substitutionsprinzip fließt. Vorher die folgenden Bemerkungen: Das Substitutionsprinzip ist, wie gesagt, für v. Boehm-Bawerks Lösung besonders charakteristisch. Wollte man dieselbe gegenüber anderen kurz charakterisieren, so müßte man es das Prinzip seiner Lösnng nennen. Wir begegnen ihm innerhalb derselben an zwei Stellen. Einmal bei der Bestimmung des auf die Produktivgüter aufzuteilenden Wertes ihrer Kombination. In der von uns zitierten Stelle, in der v. Boehm-Bawerk den Grund zu seiner Problemlösung legt, schließt er jene Werte von Kombinationen als solchen von der Aufteilung aus, selbst von einem „Substitutionsnutzen" bestimmt werden. (Pos. Theorie, p. 180). Warum? Zu jenen Gütern, bei denen das zutrifft, gehören solche, deren Produktivgüter alle ersetzbar sind. Das Produkt der letzteren kann nach v. Boehm-Bawerk auch nur nach der Summe dieser Substitutionswerte derselben geschätzt werden, da nur diese Summe von ihrem Vorhandensein abhängt. Und würde man das übersehen, so würde sich ein Wertüberschuß ergeben, dem nichts in der Wirklichkeit entspricht einerseits und den man nicht erklären und auch keinem der Produktivmittel zurechnen könnte anderseits. Daraus erklärt sich, warum v. Boehm-Bawerk bei seinem „dritten Falle" nur von solchen Gruppen von Produktivmitteln spricht, bei denen einzelne, nicht aber alle Glieder ersetzlich sind. Ist das letztere der Fall, so ist der Gruppenwert gleich der Summe der Substitutionswerte der Glieder, und diese müssen dann aus anderen Kombinationen abgeleitet werden. Zum

behebt das darinliegende Paradoxon, aber doch nur insoweit, daß eine bestimmte Zuweisung der fraglichen einen Werteinheit nur in konkreten Fällen und nicht allgemein möglich ist. Erst wenn z. B. auch der Substitutionswert von zweien der drei Glieder etwa gleich oder ungefähr gleich drei ist, wird das Problem bestimmt: Der Wert 4 ist dem dritten Gliede zuzuweisen. Nur die logische Schwierigkeit wird durch v. Böhms Form des Aufteilungsgedankens beseitigt, die praktische erst durch das Substitutionsprinzip.

andern begegnen wir dem Substitutionsprinzipe bei der konkreten Lösung des Zurechnungsproblemes. Hier erscheint es als der Hebel zur Überwindung der Hauptschwierigkeit des Problemes, welche in der Frage liegt, wie der der besten Kombination zu verdankende Überschuß zu verteilen ist. Die Lokalisierung dieses Wertüberschusses also ist das, was das Substitutionsprinzip leistet. Danach zerfallen die Produktivgüter in zwei Gruppen, welche in verschiedener Weise zu ihrem Werte kommen. Die einen erhalten ihn gemäß dem Substitutionsprinzipe und die anderen erhalten, was dann noch übrig bleibt. Das ist sehr wichtig. Die ersteren heißen Kostengüter, und wenn man die letzteren Monopolgüter nennt, so stoßen wir hier auf eine Unterscheidung, die sich auch bei v. Wieser findet. Auch er setzt auseinander, daß gewisse Güter, und zwar die des alltäglichen Vorkommens — ein Moment, das völlig mit „Ersetzlichkeit“ identisch ist — bei der Wertzurechnung zurückgesetzt werden. Auch er nennt diese die eigentlichen „Kostengüter“. Und von beiden Autoren werden wir sagen, daß es die Analogie mit der Preisbildung ist, welche ihnen diese Unterscheidung besonders empfiehlt. Allein, wie nicht anders zu erwarten ist, besteht dennoch ein großer Unterschied zwischen den Darstellungen beider Autoren auch in diesem Punkte: Bei v. Wieser gibt es keinen Rest, der den Monopolgütern zuzuweisen wäre; vielmehr vollzieht sich ihre Wertbildung in ganz derselben Weise, wie die der Kostengüter. Nur begründet die Tatsache größerer relativer Seltenheit — eine Tatsache, welche die wirtschaftliche Entwicklung im allgemeinen zu verschärfen tendiert —, daß ihnen ein höherer Wert zugerechnet wird, und anderseits, daß infolge der geringeren Variabilität ihrer Menge auch eine Verringerung des Wertes des Produktes besonders sie trifft — während bei v. Boehm-Bawerk das Prinzip der Wertbildung für sie ein etwas anderes ist. Man sieht, beide Autoren denken an dieselbe Erscheinung — u. zw. eine Erscheinung der Preisbildung —, und doch haben ihre Beschreibungen dieser Erscheinung einen erheblich verschiedenen Inhalt.

Gehen wir nun etwas in die Grundlagen des Verlust- und des Substitutionsprinzipes bei v. Boehm-Bawerk ein. Auch er unterscheidet zwischen Nützlichkeit und Wert. „Damit Wert entstehe, muß sich zur Nützlichkeit auch Seltenheit gesellen,“ sagt er p. 143. „Alle wirtschaftlichen Güter haben Wert, alle freien Güter sind wertlos,“ p. 145. Das steht in Übereinstimmung mit seiner Lösung unseres Problemes,

welche Grenznutzen bestimmen soll. Den Widerspruch: „höchster Nutzen und kleinster Wert" — löst er dahin, daß das Maß des abhängigen Nutzens auch das Maß für den Güterwert sei. Was aber ist dieser abhängige Nutzen? Nun, von der Einheit eines Gutes hängt — wenn dieselbe eine kleine ist — gewiß der Grenznutzen ab, und dieser gibt also den Wert desselben. Aber wie steht es mit dem Werte eines Vorrates? Das weiß ich nicht: v. Boehm-Bawerk sagt zwar, daß zwei gleiche Güter, zugleich verfügbar, den gleichen Wert haben müssen; aber das reicht nicht dazu aus anzunehmen, daß v. Wiesers Gesamtwertbegriff auch der seine ist. Er stellt einen solchen nicht ausdrücklich auf. Aber sicher verfährt er so, wie wenn er ihn akzeptierte — denn sonst wäre u. a. die Auffindung des Grenznutzens für die Produktivgüter nicht ausreichend: Man verwendet und vertauscht ja nicht bloß Einheiten davon, und dann ist es essentiell, nicht nur den Wert der Grenzeinheit, sondern auch den der von der Grenze abliegenden Einheiten zu kennen. Dieser aber ist nur dann durch den „Grenznutzen" gegeben, wenn auch die anderen Einheiten denselben Wert haben. Die folgenden Sätze kommen der Annahme des Wieserschen Gesamtwertbegriffes mindestens nahe: „Die Größe des Wertes eines Gutes bemißt sich nach der Wichtigkeit desjenigen konkreten Bedürfnisses oder Theilbedürfnisses, welches unter den durch den verfügbaran Gesamtvorrath an Gütern solcher Art bedeckten Bedürfnissen das mindest wichtige ist." „Der Wert eines Gutes bestimmt sich nach der Größe seines Grenznutzens." Aber doch fragt er in dem nun folgenden berühmten Beispiele vom Kolonisten, der fünf Säcke Getreide besitzt immer nur nach dem Werte eines Sackes. Zu diesem Beispiele ist nur zu bemerken, erstens, daß eben dieser Wert nur einem Sacke zukommt, wenn auch einem beliebigen und zweitens, daß ein Sack Getreide, wenn man nur fünf besitzt, keine „kleine" Menge darstellt und daher nicht mit einem einheitlichen Grenznutzen angeschlagen werden darf.

So führt v. Boehm-Bawerk denn den Leser in seine Absicht ein, nur Grenznutzen zu behandeln, und dabei macht er ihn auch mit dem Gedanken vertraut, daß der durch den Verlust einer Gütereinheit entstehende Genußausfall den Wert eines Gutes messe. Nun geht er weiter und sagt, daß, wenn ein Gut mehreren Verwendungen diene, in ganz derselben Weise sein Grenznutzen in der geringstwertigen entscheidend sei, da man ja, bei Verlust einer Einheit, nur auf diese

Verwendung verzichten würde ebenso, wie man bei Verlust einer Einheit eines nur einer Verwendung dienenden Gutes naturgemäß auf die Befriedigung der wenigst intensiven Bedürfnisregung verzichtet. Ein Ausfall würde durch Heranziehung einer Einheit aus der geringstwertigen Verwendung gedeckt, nur der Nutzen der letzteren hängt also auch von der Einheit ab, die tatsächlich wichtigeren dient, und so wird der Wert einer Einheit in allen Verwendungen nur von dem in der geringstwertigen bestimmt, also von einem diesen wichtigeren Verwendungsarten fremden Grenznutzen, oder besser, er wird bestimmt von dem Nutzen der geringsten noch möglichen Bedürfnisbefriedigung, welcher Verwendungsart dieselbe auch angehören mag. Dieser Grenznutzen wird allen jenen substituiert, die unser Gut in anderen Verwendungsarten, an sich betrachtet, stiften würde. Dieser Substitutionsnutzen ist also der entscheidende, während jene anderen nur einflußlose „Pseudogrenznutzen" sind. Und fügen wir noch ein Moment hinzu, erwähnen wir noch, daß in der Verkehrswirtschaft das Gebiet dieses Substitutionsnutzens durch die stets bereite Tauschmöglichkeit unendlich erweitert wird, so sind wir am Ende dieses Gedankenganges. Wesentlich sind dabei die beiden folgenden Momente: Erstens, daß der Verlustgedanke bei Gütern, die in vielen verschiedenartigen Kombinationen verwendet werden, ganz ebenso wirkt, ganz ebenso ihren Wert bestimmt, wie bei Genußgütern, die nur einer Verwendung dienen. Und zweitens, daß der Wert fast aller Güter durch einen ihnen eigentlich fremden Grenznutzen, den Substitutionsnutzen, bestimmt wird.

Die Anwendung dieser Gedanken auf Produktivgüter führt ganz von selbst zu der dann folgenden Zurechnungstheorie. Sie liegt, glaube ich, nun ganz klar vor uns.

IX. Nun erhebt sich wiederum die Frage, was wir von dieser Lösung zu halten haben. Nach dem Gesagten hängt das von der Beantwortung der andern Frage ab: Was ist von dem Substitutionsprinzipe zu halten — leistet es, was es soll? Darin muß der entscheidende Punkt liegen — oder im Verlustgedanken, wenn derselbe wirklich notwendig zum Substitutionsprinzipe führt. v. Wieser (Note p. 84) weist auf ein Bedenken hin. Wie wenn, in v. Boehm-Bawerks drittem Falle, mehrere unersetzliche Güter zusammentreffen? Trifft nicht stets die Leistung des Bergwerkes z. B. mit der Leistung seines Leiters zusammen, mit einer vielleicht ebenso unersetzlichen Unter-

nehmertätigkeit? Dann müssen sich beide in jene Restgröße teilen, oder besser, von jeder der beiden Leistungen hängt dieselbe ganz ab. Nun, dann liegt soweit eben der erste Fall vor und das Problem kann nicht allgemein gelöst werden. Und wie, wenn alle Glieder der Gruppe ersetzlich sind? Darauf antwortet v. Boehm-Bawerk: Dann liegt eben jener Ausnahmsfall vor, in dem ein Substitutionsnutzen auch für den Wert der Gruppe entscheidend ist. Aber dieser Substitutionswert muß nun gefunden werden, die Werte der Glieder müssen aus jenen anderen Kombinationen, aus denen sie, wenn Ersatz nötig wird, herausgezogen werden würden, gefunden werden. Dabei können dann zwei Fälle eintreten: Entweder die Glieder sind unersetzbar in diesen anderen Kombinationen — und wirken in denselben mit in diesen ersetzbaren Gütern zusammen —, dann ist ihr Substitutionsnutzen eine bestimmte Größe. Trifft die letztere Bedingung nicht zu — wirken sie mit anderen unersetzbaren zusammen — so müßte man im Sinne v. Boehm-Bawerks sagen, daß sie mit der ganzen Restgröße dieser Kombination in Rechnung zu stellen sind (eventuell minus des Wertes der anderen unersetzbaren in anderen Verwendungen). Dagegen ist nichts einzuwenden. Trifft aber die erste Bedingung nicht zu, ist also auch hier wieder ein Substitutionsnutzen für ihre Wertung maßgebend, so muß man weitergehen, bis man schließlich auf eine Kombination stößt, in der sie nicht ersetzbar sind. Und der Wert in dieser Verwendung — der geringstwertigen — ist dann entscheidend. Dasselbe gilt auch für ersetzbare Güter, die, wie in v. Boehm's drittem Falle, mit einem unvertretbaren zusammenwirken. Man sieht leicht, daß das nur eine logische Konsequenz seiner Werttheorie ist und dieselbe, wenn richtig, wiederum bestätigt. Es mag sein, daß diese Problemlösung nach solchen Überlegungen weniger einfach erscheint, als man aufgrund des „dritten Falles“ glauben möchte — aber einwandfrei ist sie soweit gewiß.

Allein ist dieses Resultat befriedigend? Kann man ohne weiteres Verwendung für Verwendung ablösen, bis man auf jene stößt, welche den geringsten Grenznutzen gibt? Wenn ich ein Produktivgut habe, das verschiedenen Verwendungen dient und in einer derselben seinen geringsten Grenznutzen leistet, werde ich wirklich seinen Wert mit diesem Grenznutzen fixieren, werden die anderen, höherwertigen Nutzen, die es mir liefert, keinen Einfluß haben? Wenn das zu bejahen wäre, dann hätte dieses Produktivgut keinen Anteil an allen

höheren Werten, zu deren Erreichung es mitwirkt, dann ist v. Boehm-Bawerks Problemlösung sicherlich ganz in Ordnung. Ich glaube, daß seine Darstellung in dieser Beziehung für sich selbst sprechen kann. Wir könnten, wenn wir uns das hier gestatten wollten, die verschiedensten Komplikationen diskutieren; stets aber würde sich zeigen, daß sie sich befriedigend erklären lassen und daß auf etwa auftauchende Bedenken aufgrund seiner Darstellung geantwortet werden kann.

Und doch — welches Paradoxon liegt in der Auffassung, daß ersetzbaren Gütern nur ihr Substitutionswert zugesprochen wird! v. Wieser gibt einem solchen Gefühle Ausdruck, wenn er sagt, daß man auf den Nutzen sehen müsse, den die Produktivgüter bei ruhigem Zusammenwirken stiften: Nur so könne man sie richtig werten. Aber jenes Paradoxon folgt klar und notwendig aus v. Boehm-Bawerks Werttheorie. Sie müssen wir uns daher näher ansehen; seine Zurechnungstheorie ist ja nur eine Anwendung derselben. Daß jedoch hier wirklich ein Paradoxon vorliegt, sieht man leicht aus dem folgenden Beispiele: Nehmen wir an, daß in einer Gegend, in der bisher nur eine Hausindustrie kümmerlich ihr Dasein fristete, eine große industrielle Unternehmung gegründet wird. Sicherlich werden Arbeitswert und Lohn steigen, die Arbeit wird zu einem wertvolleren Gute werden. Natürlich, könnte man vom Standpunkte v. Boehm-Bawerks sagen, denn es wird nun weniger Arbeit für die Hausindustrie verfügbar sein und mithin der Wert der Arbeit in dieser steigen. Aber ist das alles? Steigt der Lohn wirklich nur deshalb? Hat die höherwertige Beschäftigung sonst gar keinen Einfluß? Gewiß, vor- wie nachher entscheidet der Wert der hausindustriellen Beschäftigung über den der Arbeit überhaupt. Aber der erstere steht doch auch unter dem Einflusse der Nützlichkeitsskala der höherwertigen Beschäftigung, da diese Nützlichkeitsskala ja eben mitentscheidet, wieviel Arbeit der Hausindustrie noch bleibt und welches daher der Grenznutzen der Arbeit sein wird. Was heißt das aber anderes, als daß man jene Nützlichkeitsskala, die für das wirtschaftliche Handeln demnach wichtig ist, bei der Zurechnung berücksichtigen muß, wenn der Wert ein Index für das wirtschaftliche Handeln sein soll? Am klarsten wird dieser Sachverhalt, wenn man eine Gruppe betrachtet, die aus lauter ersetzlichen Gütern besteht: Werden dieselben alle nach dem Substitutionswerte geschätzt und wird das auch die Gruppe als solche, dann ist sie ja überhaupt keine „höherwertige" mehr. Hat sie aber

höheren Wert, so wird derselbe wiederum auch bei ihren Gliedern irgendwie berücksichtigt werden müssen, sonst gäbe es einen unerklärten Nutzenüberschuß — wie v. Wieser richtig gefühlt hat.

Soweit also würde unser Argument dahin gehen, zu zeigen, daß das Instrument des Grenznutzens nicht dazu ausreicht, um dem wirtschaftlichen Denken und Handeln in Theorie wie in Praxis seinen Weg zu weisen. Man kann nicht ohne weiteres ein Gut mit seinem Grenznutzen ein- für allemal anschlagen. Darin aber liegt die Hauptfunktion des Substitutionsgedankens in diesem Zusammenhange. Und das wollen wir nun noch weiter verfolgen, und zwar auf dem Boden der allgemeinen Werttheorie und dabei weiter sehen, daß die diskutierte Problemlösung auch den Grenznutzen der Güter nicht zutreffend bestimmt.

Handelt es sich bei einem Gute, das mehrere Verwendungen gestattet, in einer bestimmten wirtschaftlichen Überlegung nur um eine sehr kleine Menge, so kann dieselbe mit dem Grenznutzen angeschlagen werden, d. h. also mit dem Substitutionsnutzen, dem Grenznutzen in der wertlosesten Verwendung, die diese kleine Menge finden kann. Anders aber, wenn es sich um eine größere Menge handelt: Hier muß jede Teilmenge derselben mit ihrem Substitutionsnutzen veranschlagt werden, d. h. nur eine Teilmenge mit jenem kleinsten Grenznutzen, die folgende mit dem Nutzen, der Grenznutzen wäre, wenn man die erste nicht hätte usw. Das ist das eine. Dieser Punkt mag eine Vervollständigung der Darstellung v. Boehm-Bawerks bedeuten, eine Einwendung gegen dieselbe stellt er nicht dar. Noch immer würde sich eine Restgröße für die unersetzlichen Güter ergeben, noch immer ist diese Problemlösung möglich.

Aber wichtiger ist das Folgende: v. Boehm-Bawerk stellt für jede der Verwendungen, die ein Gut gestatten mag, Wertskalen auf, die er durch Zahlenreihen versinnlicht. Entsprechend der Größe dieser Zahlen wird die vorhandene Menge des Gutes auf die Verwendungen verteilt, so daß die letzte Einheit desselben mit einer Ziffer bezeichnet wird, welche die niedrigste ist von allen jenen, denen überhaupt Teilmengen zugewiesen werden. Und diese Ziffer stellt ihm den Grenznutzen des Gutes dar. Sie gehört einer der Wertskalen an, und v. Boehm-Bawerk sagt dann, daß der Grenznutzen in dieser Verwendungsart der wahre, der des ganzen Gutes sei, während er alle anderen Grenznutzen, welche also höher sind als dieser, als Pseudogrenznutzen bezeichnet. Und es ist nun essentiell, daß er den Wert des Gutes ein- für allemal durch jenen wahren Grenznutzen bestimmt. Darauf

beruht dann seine Lösung des Zurechnungsproblemes. Allein — ist das möglich? Wenn ich ein Gut auf mehrere Verwendungen verteile, müssen nicht die Grenznutzen in allen gleich sein, müssen seine Einheiten nicht in allen den gleichen Grenznutzen stiften, wenn mir mein Güterbesitz ein Maximum an Nutzen gewähren soll? Gewiß, denn wenn es anders stünde, so würde ich ja manche Bedürfnisse mehr befriedigen als andere, manche Bedürfnisregungen unbefriedigt lassen, die geradeso intensiv sind wie andere, und so einen geringeren Nutzen erzielen, als mir möglich ist. Wie kommt es, daß v. Boehm-Bawerk zu einem andern Resultate zu kommen scheint? Das erklärt sich ganz einfach aus der Technik seiner Werttheorie. Jenes Gesetz ergibt sich klar und streng nur bei Annahme kontinuierlicher Wertkurven und unendlicher Teilbarkeit der Güter. v. Boehm-Bawerk betrachtet aber springende Wertskalen, Skalen, deren Punkte um ganze Einheiten von einander getrennt sind — und sehr große Einheiten von Gütern — auch bei praktisch unendlich teilbaren Gütern. Scheinbar ist das nur eine unbedeutende Differenz in der Darstellungsweise, tatsächlich hat das sehr wichtige Konsequenzen. Teilt man z. B. seinen gesamten Besitz an einem Gute in drei große Einheiten und verteilt man diese auf drei verschiedene Verwendungen, so wird der Wert dieser drei Einheiten im allgemeinen sicher nicht gleich sein. Und definiert man den Grenznutzen als den Wert e i n e r s o l c h e n Einheit, so wird man zwischen jenen drei Werten wählen müssen. Ganz natürlich wird man den k l e i n s t e n von ihnen dazu ausersehen. Dann aber wird man sicher sagen können, daß von dem Besitze einer Einheit nur dieser Grenznutzen abhängt, und es liegt nun nahe, das Gut überhaupt mit diesem Werte anzuschlagen. Allein der praktische Wirt, der so handelt, verfährt nicht wirtschaftlich immer dann, wenn die Grenznutzen jener drei Verwendungen nicht gleich sind. Wenn jene Einheiten wirklich nicht teilbar sind und er auch keine teilbaren Surrogate dafür eintauschen kann, so verfährt er notgedrungen unwirtschaftlich. Sind sie aber weiter teilbar, wie z. B. ein Sack Getreide, so wird er eben nicht so verfahren. Daraus würde sich ergeben, daß die „Pseudogrenznutzen" eben gleich dem „wahren" Grenznutzen sind, mithin durch die Substitution des letzteren für die ersteren unmöglich etwas gewonnen sein kann. Das ist nun sehr wichtig. Ehe wir aber die Konsequenzen dieses Sachverhaltes ziehen, müssen wir noch einer Einwendung begegnen. Es könnte nämlich

gesagt werden, daß mindestens in sehr vielen Fällen die Güter nicht beliebig teilbar sind und daß deshalb v. Boehm-Bawerk's Auffassung besser auf die Wirklichkeit passe als die unsere. Schöne kontinuierliche Kurven und beliebig teilbare Güter, das sind Fiktionen, denen nichts oder fast nichts entspricht, die von einer mathematischen Betrachtungsweise in die Tatsachen hineingelegt werden. Die Antwort ist einfach: Nein, diese Betrachtungsweise legt nichts in die Tatsachen hinein, sie präzisiert nur in der vollkommensten Weise die ihnen innewohnenden Tendenzen, die in praxi zwar nie ganz rein zum Ausdrucke kommen, wohl aber dieselben im Prinzipe erklären — deren Verwirklichung stets angestrebt wird und welche das wissenschaftlich Essentielle an der Sache enthalten, neben dem alles andere nur prinzipiell uninteressante Ausnahme ist. Und diese Betrachtungsweise gibt uns auch die Hilfsmittel für eine ganz strenge Darstellung an die Hand. Auch bei „unteilbaren" Gütern tritt dasselbe Gesetz zutage wie bei teilbaren, wenn man die Tatsachen richtig interpretiert. Niemand — auch der Arme nicht — wählt bloß zwischen der Möglichkeit, sich einen oder keinen Winterrock zu kaufen: Die verschiedenen möglichen Qualitäten des Winterrockes und seiner eventuellen Ersatzmittel geben uns die Mittel an die Hand, den Winterrock als ebenso „teilbar" zu betrachten als Mehl. Und nicht nur uns, sondern auch dem praktischen Wirte — und sein Handeln ist nur zu verstehen, wenn man das berücksichtigt. Niemand wählt zwischen den Möglichkeiten, einen oder zwei Öfen in seinem Zimmer zu haben. Aber von dem kleinen eisernen Ofen, an dem man sich auch sein Mahl wärmen kann, und der Zentralheizung plus Kaminen — des dekorativen Effektes halber — führt eine unendliche Reihe von möglichen Befriedigungsarten des Wärmebedürfnisses, ein Reihe, die man ruhig als kontinuierlich auffassen kann. Ebenso sind nicht bloß in Theorie, sondern auch in Praxis Arbeitstiere wirtschaftlich teilbar — und schließlich alles, mit Ausnahmen, denen kaum eine Bedeutung zukommt. Dann aber gilt jenes Gesetz allgemein, und alle Grenznutzen aller Verwendungsarten der Güter müssen gleich sein — alle Werte sehr kleiner Mengen von allen Gütern müssen untereinander gleich sein.

v. Boehm-Bawerk jedoch nimmt sehr große Einheiten auch dort an, wo Teilung physisch möglich ist. Nun, solche Einheiten dürfen nicht einfach mit dem Grenznutzen angeschlagen werden. Das führt überhaupt zu bedenklichen Konsequenzen. Er nimmt an, daß sein

Kolonist, der den 5. Sack seines Getreidevorrates zum Füttern von Papageien verwendet, wenn er ihn verliert, eben einfach auf dieses Vergnügen verzichten wird, und daß mithin nur dieses vom Besitze eines Sackes abhängt. Das ist sicher nicht richtig. Wenn das Füttern von Papageien unserem Kolonisten wirklich ein solches Vergnügen macht, daß er nicht weniger als den fünften Teil seines gesamten Getreidevorrates diesem Zwecke widmet, so wird er ganz sicher nicht ganz auf dasselbe verzichten, wenn er diesen fünften Teil verliert. Er wird vielmehr auch etwas weniger konsumieren usw. und das Füttern von Papageien zwar einschränken, aber nicht ganz aufgeben. Man muß sich stets vor Augen halten, daß, wenn völliges Aufgeben einer Verwendungsart in Frage kommen soll, nicht deren kleinster, sondern deren höchster Nutzen entscheidend für das Urteil ist.

Daraus ergeben sich nun zwei Dinge. Erstens dürfte sich die Unterscheidung zwischen Pseudo- und wahrem Grenznutzen nicht aufrechterhalten lassen. Zweitens versagt damit der Substitutionsgedanke in dieser Form. Noch immer könnte man den Wert eines Gutes mit einem dieser gleichen Grenznutzen anschlagen, also mit jenem, der nach v. Boehm-Bawerk der geringste wäre. Aber in diesem Grenznutzen würde bereits der Einfluß der höherwertigen Verwendungen zum Ausdrucke kommen. Der Wert der letzteren bestimmt ja, wie gesagt, die Verteilung der Menge des Gutes auf alle Verwendungen mit. Auch ist es klar, daß der Grenznutzen des Gutes in den höherwertigen Verwendungen, der für uns also kein Pseudogrenznutzen mehr ist, sich aus diesen selbst, aus ihrer Nützlichkeitsskala, geradeso ergeben muß, wie aus der Nützlichkeitsskala der geringerwertigen und mithin nicht einfach mit einem ihnen fremden Grenznutzen ein- für allemal festgelegt werden kann. Da endlich der Grenznutzen allein nicht ausreichend ist, um wirtschaftliches Handeln in bezug auf eine „nicht-kleine“ Menge zu beschreiben, so kann diese Lösung des Zurechnungsproblemes nicht als definitiv betrachtet werden.

Mit dem Substitutionsgedanken in dieser Form fällt aber, wie ersichtlich, auch sein Korrelat, die Zuweisung der Restgröße an unersetzliche Güter. Beide ergeben sich ja aus einem und demselben Gedankengange. Es könnte nunmehr selbst die Existenz einer solchen Restgröße zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls ist die Unterscheidung zwischen ersetzlichen und unersetzlichen Gütern nicht so fundamental, als man glauben könnte. Allein, hat die Ersetzlichkeit gar keine Be-

deutung? Oder, anders ausgedrückt, muß der Substitutionsgedanke ganz fallen gelassen werden? Gewiß nicht. Es ist ganz klar, daß die Ersetzlichkeit eines Gutes auf das wirtschaftliche Verhalten seines Besitzers von Einfluß sein muß — und daher auch auf seinen Wert. Wir brauchen das kaum näher zu begründen. Sicherlich also liegt im Substitutionsgedanken eine Wahrheit, in seiner Formulierung ein Verdienst. Nur diese Art, ihm Geltung zu verschaffen, lehnen wir ab, ihn selbst aber muß die Lösung des Zurechnungsproblemes berücksichtigen[1]).

Nun können wir kurz zum Schlusse kommen. Wenn wir den Substitutionsgedanken im Prinzipe nicht verwerfen, sondern vielmehr als sehr wesentlich anerkennen, so halten wir noch fester an dem Verlustgedanken, der tatsächlich von grundlegender Bedeutung ist. Das Aufteilungsprinzip kann in der Form, in der es bei v. Boehm-Bawerk erscheint, ebenfalls keine Bedenken erregen und das Ausgehen von der Komplementarität der Güter scheint uns sehr glücklich zu sein. Was uns bedenklich erscheint, ist nur die Fragestellung des Zurechnungsproblemes — das Fragen nach dem Grenznutzen statt nach der Wertkurve — und die Technik der Werttheorie, aus der sie und jene Anwendung des Substitutionsgedankens sich als notwendige Folgen ergeben. Das ist alles: Nur. eine kleine Korrektur, eine etwas andere Wendung, ist nötig, um die Sache in Ordnung zu bringen.

X. Wir sagten schon einleitend, daß dem Gegenstande unserer Diskussion an sich keine allzu große Bedeutung zukomme. Die Hauptsache liegt in der Erkenntnis der Bedeutung der Wertzurechnung und der prinzipiellen Lösbarkeit des Problemes. Darin liegt das Fundament der neueren ökonomischen Theorie und darin auch das wesentliche Verdienst unserer beiden Autoren in diesem Punkte.

Und doch hat diese Diskussion uns in die Grundlagen der Werttheorie geführt und gelehrt, daß den Darstellungen der Meister der „österreichischen Schule“ noch ein Wort hinzuzufügen ist, so erschöpfend dieselben auch sonst sind. So erstaunlich es ist, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß, soweit ihre Lösungen des Zurechnungsproblemes nicht ganz befriedigen, das lediglich an ihrer Werttheorie, an ihrer Handhabung des Wertbegriffes liegt. Das gilt für beide Autoren. Die Fragestellung beider ergibt sich aus ihrer Behandlung des Wertthemas und in eben dieser Behandlung liegen die Ursachen dafür, daß sie das Problem nicht ganz zutreffend stellen,

[1]) Die Frage, wie er zu berücksichtigen ist, können wir hier nicht lösen. Darüber vgl. mein früher zitiertes Buch.

nicht nach der Wertfunktion fragen, und ferner mit dem Begriffe des Grenznutzens in einer Weise verfahren, welche von unserem Standpunkte als nicht völlig korrekt erscheinen muß. Ich wiederhole, daß das alle ihre wesentlichen Resultate und auch die Grundlagen der Werttheorie nicht berührt. Wohl aber sind manche Korrekturen im Ausdrucke und auch in der Sache hier und da nötig, auch außerhalb des Zurechnungsproblemes. Und kaum kann das befremden: Die Ersten im Felde haben Wichtigeres zu tun, als sich um alle Einzelheiten zu kümmern, die später von Bedeutung sein können.

Was endlich die Lösung des Zurechnungsproblemes betrifft, so haben unsere beiden Autoren dieselbe wesentlich gefördert; sie sind ihr bis auf Armslänge nahegekommen, wenn sie auch nicht völlig erreichten. v. Wieser gibt uns die vollständigste Darlegung des Problemes, die wir besitzen, bei v. Boehm-Bawerk finden wir alle leitenden Prinzipien der Lösung. v. Wieser's Darstellung legt die Sache so dar, daß die weitere Diskussion notwendig auf die endgültige Lösung stoßen muß, wenn sie nur auf diesen Grundlagen weiterbaut und sie kritisch analysiert. v. Boehm-Bawerk verschafft dem „Verlustgedanken" sein Recht und zeigt, daß er mit dem Aufteilungsgedanken nicht zu kollidieren braucht. Der erstere wiederum arbeitet den Gedanken aus, daß das Substitutionsprinzip in der Form, in der es sich zuerst darbietet, nicht ausreichen kann[1]). Die Darstellung beider beruht auf Tatsachenbeobachtung und läßt sich Schritt für Schritt mit Fakten belegen. Und alle leitenden Gedanken finden wir aus beiden. Ein kleiner Mangel in der Werttheorie verhindert, daß alles das seine vollen Früchte trägt — namentlich führt er zu einer Auffassung des Problemes, die den Ausblick auf seine Lösung trübt. Aber er läßt sich leicht beseitigen, und dann kann auch die Wissenschaft ohne viel Schwierigkeiten das Problem lösen, das jeder praktische Wirt, sei er ein Australneger oder der Manager eines Trustes, täglich und stündlich löst, mit der größten Leichtigkeit, aufgrund seiner und seiner Vorgänger und Zeitgenossen Erfahrung, ohne auch nur zu ahnen, daß dieselbe Operation dem Theoretiker soviel Kopfzerbrechen macht.

[1]) Seine Behandlung der Wertbildung der „Monopolgüter" ist eine Folge dieser Einsicht und zutreffender als die v. Böhm-Bawerks. Wir werden seiner Auffassung beistimmen, daß kein prinzipieller Unterschied zwischen der Wertbildung von Monopol- und Kostengütern besteht.